

Geographischer Anzeiger

In Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes,
Reichsfachgebiet Erdkunde, herausgegeben von

Prof. Dr. Hermann Haack

und

Prof. Dr. Friedrich Knierrum

Reichsfachbearbeiter für Erdkunde im NSLB.



Hermann Göring - Schule Danzig - Oliva Lehrerbücherei.		
Angeschafft	Abtig.	Nr.
	zt	XVII

Aufsätze werden mit RM. 64.— für den Bogen von 16 Seiten, kleine Mitteilungen mit RM. 3.— für die Spalte vergütet. Von den Aufsätzen erhalten die Mitarbeiter 10, von kleinen Mitteilungen und Besprechungen 2 Abdrücke unentgeltlich. Für uneingefordert oder ohne vorherige Anfrage eingeschickte Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Aufsätze (mit kurzer Schluß-Zusammenfassung des Inhalts oder der Ergebnisse), sonstige Mitteilungen und Besprechungsstücke sind an die Schriftleitung in Gotha, Justus-Berthes-Str. 3—9, zu senden.

Der Anzeiger erscheint für 1941 in 12 Doppelheften.

Bezugspreis: Für Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes für den ganzen Jahrgang RM. 12.—, bei Bezug unter Kreuzband zuzügl. Versandkosten.

Für nicht dem NSLB. angehörige Bezahler ist der Preis RM. 18.—

Bestellungen können durch alle Buchhandlungen oder beim Verlag Justus Berthes in Gotha erfolgen. Der Bezugspreis der Zeitschrift ist an die Buchhandlung zu zahlen, durch die die Lieferung erfolgen soll; an den Verlag von Justus Berthes in Gotha, Postfachkonto Erfurt 2044, sind Zahlungen nur dann zu leisten, wenn unmittelbare Zufendung gewünscht wird.

Verlag und vermittelnde Buchhandlung erleichtern den Bezug der Zeitschrift dadurch, daß sie, ohne dadurch am Charakter des Jahresabonnements zu rühren, mit der Zahlung des Jahres-Abonnementspreises in 4 Quartalsraten einverstanden sind.

Inhalt von Heft 7/8:

KÖRHOLZ, Stud.-Nat. Dr. Leo, Düsseldorf, Zietenstr. 59: Schütterzone Ostasien (m. 3 K. i. Text)	121
HELBIG, Dr. Karl, Blankenese b. Hamburg, Charlottenstr. 11: Etwas über Aljea und das Mas-Tal	128
PLAETSCHKE, Dr. Bruno, Königsberg/Pr. 16, Sprosserweg 48: Fragen der Bevölkerungs- bewegung und Siedlungspolitik in der Sowjetunion	132
KNIERIEM, Prof. Dr. Friedrich, Frankfurt/Oder, Gnesener Str. 16: Der Feldzug in Polen im September 1939. Eine Wandkarte	139
BLÜTHGEN, Dr. Joachim, Greifswald, Hermann-Dick-Str. 8: Dänische Beiträge zur Vor- geschichtsforschung (mit 1 Tafel zur Entwicklungsgeschichte, s. Tafel 11)	141
KUPFERSCHMIDT, Dr. Franz, Leipzig S 3, Bahyrische Str. 157: Geographie im Rahmen der Wehrbetreuung	147
Mitteilungen des Reichsfachbearbeiters für Erdkunde	149
Zur Definition des Wortes „Geopolitik“ von Prof. Dr. R. Hennig, Düsseldorf, Kaiser-Friedrich-Ring 8	150
Neue Bevölkerungszahlen des Auslandes von Prof. Dr. H. Haack, Gotha, Justus-Berthes-Str. 3—9 und Stud.-Nat. Dr. Leo Körholtz, Düsseldorf, Zietenstr. 59	150
Die atlantische Mittelschwelle ein versunkener Kontinent? von Prof. Dr. H. Haack, Gotha, Justus-Berthes-Str. 3—9	152

GEOGRAPHISCHER LITERATURBERICHT, Nr. 214—297: Angezeigt sind Arbeiten von:

Ahrens, W.	230	Grans, M.	249	Lange, F.	254	Kohmann, G.	223
Arnib, W.	225	Groffert, M.	280	Larjen, M.	255	Schaefer, F.	264
Baumgardt, R.	241	Haack, H.	281	Lehmann, R.	256	Schilling, H.	227
Baumhauer, A.	271	Hänel, R.	220	Madajtschek, F.	257	Schulze, J. G.	282
Behm, E.	251	Hannemann, M.	282	Manthe, H.	288, 289	Schüt, H.	283
Behr, B.	242	Haushofer, R.	214	Meding, L.	251	Solger, F.	284
Blüthgen, J.	275	Hebin, E.	283	Meißner, D.	258	Straffner, E.	223
Bommersheim, P.	216	Heininger, E. A.	250	Melwes, B.	259	Thorade, G.	265
Brandt, B.	243	Hering, C.	229	Michaels, S.	226	Thraen, A.	296
Bremser, G.	233	Hidmann, E.	218	Morawek, E.	290	Troll, C.	287
Buchholz, E.	244	Hinrichs, E.	284	Müller, J.	232	v. Ungern-Eternberg, R.	224
Bühler, F.	276	Höber, E.	228	Müller-Deile, G.	236	Wajaver, F.	295
Bühe, L.	245	Jaacks, G.	285	Rußbaum, F.	291	Wagner, H.	251
Chavoan, G.	246	Johann, A. E.	238	Quvier, H.	221	Wegel, S.	287
Defant, M.	247	Kallina, D.	252	Bernthsch, M. G.	261	Wüst, G.	268
Disch, M.	244	Kerber, F.	253	Bester, K. G.	219	Zangerl, F.	237
Forstreuter, M.	248	Koberstein, G.	215	Berdelamp, W.	240, 262	Zeit, S. F.	269
Fren, G.	277	Köhlenkütter, C.	286	Reiff, B.	235	Ziegfeld, A. G.	270
Georgi	278	Kühn, R.	287	Reinisch, R.	231	Zimmermann, L.	244
Gebede, E.	279	Rumbemüller, A.	234	Riebl, F.	263		

ASTRONOMISCHE MONATSECKE von Dr. Hans Klauder, Heidelberg-Königst., Sternwarte 160

STATISTISCHE GRUNDLAGEN. Die Zahl im geographischen Unterricht von Prof.

Dr. Johannes Müller, Weimar, Geleitstr. 1 und Dr. Charlotte Maintof, Duisburg-Ruhrort, Hafenstr. 78: Tafel 9: 1. Bildung der Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien; — 2. Bevölkerung und Volksgruppen im Generalgouvernement 1940; — 3. Die Bevölkerung der Erde. a) Fläche und Bevölkerung der Erdteile; Tafel 10: Die Bevölkerung der Erde. b) Fläche und Bevölkerung der volkreichsten Staaten

SONDERBEILAGE: Tafel 11: Entwicklungsgeschichtliche Tafel von Dänemark zum Aufsatz von J. Blüthgen

„Für mich und alle wahrhaftigen Nationalsozialisten gibt es nur eine Doktrin: Volk und Vaterland. Für was wir zu kämpfen haben, ist die Sicherung des Bestehens und der Vermehrung unserer Rasse und unseres Volkes, die Ernährung seiner Kinder und Reinhaltung des Blutes, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, auf daß unser Volk zur Erfüllung der auch ihm vom Schöpfer des Univerjums zugewiesene Mission heranzureifen vermag.“
Adolf Hitler

SCHÜTTERZONE OSTASIEN

von LEO KÖRHOLZ

Im Fernen Osten ringen seit 1937 Japan und China erbittert miteinander, obwohl sie sich gar nicht den Krieg erklärt haben. Worum geht der Kampf? Wir müssen etwas weiter ausholen, um diese Frage zu beantworten. In Japan leben auf etwa 60000 qkm kultivierten Landes, d. h. Äckern und Feldern, rund 70 Millionen Menschen; das macht 1215 Menschen auf den Quadratkilometer. (Vgl. dazu den Aufsatz von Adolf Reichwein in der Deutschen Rundschau, 64. Jahrgang, 1937, S. 161.)

Bei einer solchen Zahl kann man schon nicht mehr die überbevölkerten Staaten Europas zum Vergleich heranziehen, etwa Deutschland oder Italien. In dem jüngst erschienenen Buch von Hermann Lufft¹⁾ wird, um die Beschränktheit der eigenwirtschaftlichen Ausstattung Japans zu veranschaulichen; die Bevölkerungsdichte Japans mit der Englands verglichen und folgende Tabelle aufgestellt:

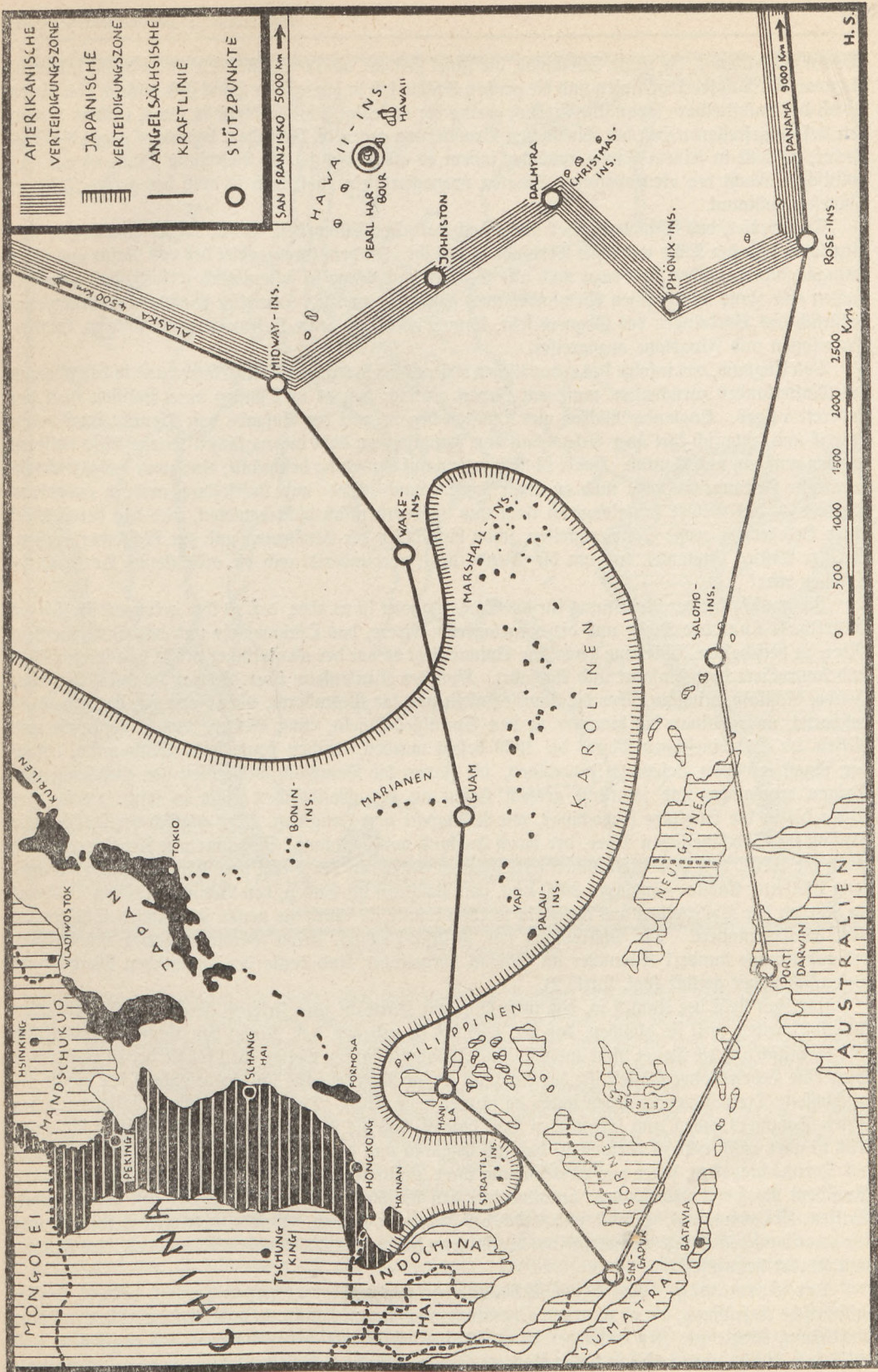
	Japan:	England:
Auf 1 qkm Gesamtfläche	186 Menschen	192 Menschen
Auf 1 qkm landwirtschaftlich genutzter Fläche	730 "	240 "
Auf 1 qkm landwirtschaftlicher Kulturfläche	1215 "	338 "

Das an sich schon recht beschränkte japanische Kulturland wird nun dadurch in seiner Ertragsfähigkeit noch mehr beeinträchtigt, daß es immer wieder von atmosphärischen Störungen heimgesucht wird, die oft große Verwüstungen hervorrufen; bald sind es Kälteeinbrüche von Norden, bald Trockenheiten, bald Taifune, bald vulkanische Katastrophen. Allein das Erdbeben von 1923 vernichtete Werte in der Höhe von 14 Milliarden Reichsmark. Die Intensität des japanischen Ackerbaues beweist der Reisertrag, der in Japan auf den Morgen (2500 qm) 649 kg beträgt, während die Erträge in Britisch-Indien 208 kg, in Java 251 kg, in den USA 292 kg ergeben. Eine wesentliche Ertragssteigerung wird also wohl in Japan kaum mehr möglich sein. Der arme Boden gibt das Äußerste her. Auch der Versuch, der nach dem russisch-japanischen Kriege von 1905 unternommen wurde, in der Mandschurei japanische Kolonisten anzusiedeln und dadurch das Mutterland zu entlasten, muß als gründlich gescheitert angesehen werden. In 20 Jahren nämlich wanderten nur etwa 200000 Japaner — und darunter nur rund 100000 wirkliche Bauern — in die Mandschurei ein²⁾, während in derselben Zeit die Zahl der Chinesen in der Mandschurei von 3 Millionen auf 30 Millionen anwuchs. Der jetzige Krieg will nun das brennende Problem auf eine noch andere Art lösen:

Japan versucht die wirtschaftliche Expansion; es will in großen Massen Industrieprodukte ausführen und für deren Aufnahme die Märkte Chinas gewinnen. Darum die Parole „Ostasien den Ostasiaten“. Durch den Krieg soll Ostasien in eine in sich fest geschlossene Staaten- und Volksgemeinschaft umgewandelt werden, für die Japan die notwendige einheitliche Führung stellt. Und das entspricht

¹⁾ H. Lufft: Japans strategische Stellung. (Forschungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts. Abteilung: Außenpolitik u. Auslandskunde, Bd. I, Berlin 1940.) Das Buch schafft alle Voraussetzungen für das Verständnis der machtpolitischen Auseinandersetzungen im Pazifik; es gibt dem geographischen Unterricht außerordentliche Anregungen.

²⁾ Nach amtlichen Berechnungen der mandschurischen Regierung vom Anfang des Jahres 1940 betrug die Gesamtzahl der in Mandschukuo lebenden Japaner 642400 Personen. (Wirtschaft u. Statistik, 1940, S. 475.)



Karte 2. Die Verteidigungszonen im Pazifik

Ebenen Mittelchinas, die Küste Südchinas, die Insel Hainan, aber doch alle diese Gebiete nur insoweit, als zwar die Hauptverkehrslinien und die großen Städte fest in japanischer Hand sind, abseits von diesen jedoch der unmittelbare japanische Einfluß gering ist; er festigt sich allerdings in etwa, seitdem Japan den tief eingefressenen Haß der chinesischen Bevölkerung gegen die Fremden, besonders gegen die Engländer, geschickt in seinem Sinne ausnützt, indem es als Kriegsziel die Befreiung Ostasiens von der politischen Macht der usuropäischen Staaten propagiert, ein Ziel, dem ja auch der größte Teil der Chinesen zustimmt.

Das Gebiet, das Tschiangkaiſche heute noch hält, der Südwesten, ist ein äußerst schwieriges Gebirgsland, fern der Küste und ohne Verbindung mit ihr. In dem Grenzgebiet des von Natur aus schon unzugänglichen Landes sind dazu noch alle Straßen und Wege so systematisch zerstört, daß gewissermaßen eine Zone militärischen Niemandlandes geschaffen wurde. Derartige Maßnahmen erschweren natürlich das Vordringen des Gegners sehr, können aber doch seine Luftwaffe nicht hindern, Städte, Garnisonen und Flugplätze anzugreifen.

Von England, das infolge des europäischen Krieges starke Kräfte im Mittelmeer und in den Meeren des Mutterlandes zurückhalten muß, hat Japan erreicht, daß es in Ostasien eine Position nach der anderen aufgab. Englands Rückzug aus Ostasien begann mit der Aufgabe von Tientsin im Norden Chinas und setzte sich fort über Schanghai, den Yangtse, von dem die englischen Kriegsschiffe entfernt werden mußten, und Kanton. Heute ist Britannien auf Hongkong beschränkt, eine zwar ausgezeichnete natürliche Festung, die dazu noch zu einer starken Land-, See- und Luftfestung modern ausgebaut ist, aber — das Gebiet Hongkongs ist klein und außerordentlich dicht bewohnt, und das bereitet bei einer Belagerung große Schwierigkeiten, schon hinsichtlich der Ernährung und der Wasserversorgung. Welcher Abstieg Englands, das um die Wende des Jahrhunderts noch die erdrückende Vormacht in Ostasien war!

Von entscheidender Bedeutung für die Sache Japans ist es aber, daß es ihm gelungen ist, sich die Herrschaft über die Küste und die vorgelagerten Meere, das Ostchinesische und das Südchinesische Meer, zu verschaffen. Wie eine gewaltige Spinne liegt es vor der ostasiatischen Küste und ihren Häfen und kontrolliert dort Einfahrt und Ausfahrt. Von der Kurilenkette über die vier Hauptinseln Jesso, Hondo, Schikoku, Kjuschiu, über die Riukiu-Inseln und die Pescadores, über Formosa, das Hongkong beschatet, über Hainan bis hinunter zu den Sprathley-Inseln, einer Gruppe von Felseninseln und Riffen im Südchinesischen Meer, die 1939 besetzt wurden, reichen heute seine Stützpunkte. Nach der jüngst erfolgten Besetzung Indochinas, die Japan die Benutzung der Häfen von Haiphong und Saigon ermöglicht, sind sämtliche großen Häfen an der ostasiatischen Küste in seiner Hand, von Korea bis in die Südspitze Indochinas, mit Ausnahme von Hongkong. Der englisch-vereinsstaatliche Einfluß im Südchinesischen Meer, der durch England von Hongkong, Singapur und Nordborneo aus, durch die U.S.A. von den Philippinen (Kriegshafen Cavite an der Bucht von Manila; Cavite—Hongkong 1200 km; Cavite—Singapur 2500 km), von Palawan im Süden, den Batams und den Babjans im Norden der Philippinen aus ausgeübt werden könnte, ist durch die neuen japanischen Stützpunkte stark herabgemindert. Die Philippinen wie Britisch-Malaya, deren Verbindungswege miteinander bis auf wenige hundert Kilometer an Saigon vorbeiführt, sind heute der japanischen Machtsphäre wesentlich näher gerückt (vgl. Karte 2).

Zur Zeit steht der Kampf so, daß noch keine der Parteien zum Frieden bereit ist. Die Chinesen kämpfen weiter, weil sie glauben, daß die Zeit für sie arbeitet, daß Japan den Kampf wirtschaftlich und moralisch auf die Dauer nicht aushält. Die Japaner kämpfen weiter, weil für sie der zu erringende Sieg eine Lebensnotwendigkeit ist; der Anschluß an die Achsenmächte und insbesondere der jüngst abgeschlossene Dreimächtepakt geben ihnen da immer neue Kraft. Denn die deutschen Waffentaten des letzten Sommers haben dem japanischen Volk gezeigt, daß die Westmächte zu schlagen sind. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß sich England und die U.S.A., ebenfalls unter dem Eindruck des Dreimächtepaktes, fester zur Verteidigung ihrer Position in Ostasien zusammengeschlossen haben. Präsident Roosevelt insbesondere beantwortete den Abschluß des Berliner Paktes mit dem Verbot, Waffen, Kriegsmaterial, Schrott und Erdöl an Japan zu liefern, mit der sofortigen Mobilmachung der amerikanischen Kriegsmarine und der Weisung an die in Ostasien lebenden Amerikaner, ihre Frauen und Kinder heimzuschicken.

Der Burmaweg. Dem China Tschiangkaiſche gegenüber ist Japan zunächst bestrebt, dessen militärische Aufrüstung, die es zu neuen Operationen befähigen könnte, zu unterbinden. Die chinesische Aufrüstung könnte zur Zeit entweder durch Masseneinfuhr von Kriegsmaterial aus englischem und russischem Gebiet oder auch durch den Aufbau eigener Rüstungsindustrien bewirkt werden. Rüstungsindustrien kann man aber nicht so ohne weiteres aus dem Boden stampfen. Sie erfordern die Einfuhr



Karte 3. Die Burmastraße

vieles schwerer Maschinen, die wieder ohne leistungsfähige Bahnen und Straßen nicht zu transportieren sind. Zudem ist die Südwestzone Chinas — im Gegensatz zu Nord- und Mittelchina — nicht reich an Kohle, wenn auch wahrscheinlich die wichtigsten Metallerze dort hinreichend und einige sogar reichlich vorhanden sind. Die Bodenschätze müßten aber zum Teil noch erst erschlossen werden; Arbeiter und Ingenieure müßten herangebildet werden: alles das kostet natürlich viel Zeit.

So kommt gegenwärtig für die Aufrüstung Tschiangkai-scheks vor allem die Einfuhr in Frage. Dafür stehen aber heute nurmehr zwei Wege offen, da alle übrigen durch Japan gesperrt sind:

- die Straße von Rußland über Chinesisch-Turkestan,
- die Straße von Burma nach Yunnan.

Durch den Pakt Japans mit Frankreich ist der dritte Weg, der von Indochina nach Yunnan, für den sogar eine Eisenbahn zur Verfügung stand, gesperrt. Der wesentlich leistungsfähigere der beiden übriggebliebenen Zufahrtswege ist die Burmastraße, wirtschaftlich und kulturgeschichtlich übrigens gleich wichtig: zum ersten Male in der vieltausendjährigen Geschichte Indiens und Chinas sind durch sie beide Länder miteinander verbunden (vgl. Karte 3).

Burma, das jüngste der britischen Kronländer, erst am 1. April 1937 von Indien abgetrennt und damit zum Bufferstaat zwischen Indien und China geworden, ist das Einzugsgebiet des Irrawaddy, der die Lebensader des Landes darstellt und auf seinem fruchtbaren Schwemmboden zwei

bis drei Heisernten im Jahre gewährt. Das Land ist außerdem reich an Silber, Gold, Teakholz, Edelsteinen. Sein für England wichtigstes Produkt ist aber sein Öl, das in gewaltigen Mengen seinem Boden entnommen wird. Schon im Weltkrieg ist das englische Expeditionsheer in Mesopotamien von Burma her „geölt“ worden. Heute ist das burmanische Öl, mit dem England seine ostasiatische Flotte antreibt und die indische Armee in Bewegung hält, ein großer Faktor englischer Asienpolitik. Eine Volkszählung, die vor acht Jahren stattfand, ergab für Burma 14660000 Einwohner auf 261610 qkm.

Für die Burma—Yunnan-Straße ist der Eingangshafen Rangoon (400415 Einwo.) im Delta-gebiet des Irrawaddy. Von dort geht zunächst eine Bahn über Mandalay nach Lashio, der Endstation im Tal; von Lashio führt dann die neue Militärstraße zur chinesischen Grenze (204 km), wobei sie bis auf 1500 m ansteigt. Auf chinesischem Gebiet führt sie weiter bis Yunnan (rund 1050 km), von dort nach Tschungking am Yangtse, der Hauptstadt Tschiangkaiſcheks. Der Kampf um diese Straße, auf die jetzt die japanischen Bomben niedersausen, hat Burma plötzlich aus seinem verwünschten Dasein geweckt und in die Wirbel des chinesisch-japanischen Krieges hineingezogen.

Am 17. Juli 1940 hatte England nun mit Japan ein Abkommen getroffen, in dem es sich verpflichtete, die Burmastraße für die Lieferungen von Kriegsmaterial aus dem Auslande an die Tschungking-Regierung zu sperren. Das Abkommen hatte eine Laufzeit von drei Monaten. Es ist wohl als letzter Versuch Englands zu werten, Japan aus seiner Allianz mit den Achsenmächten zu lösen. Als das mißlang und das gerade Gegenteil eintrat, daß sich Japan nämlich in dem Dreimächtepakt noch fester an die Achse angeschlossen, nahm England dies zum Anlaß, das Abkommen nicht mehr zu erneuern und die Burmastraße wieder für Lieferungen an Tschiangkaiſchek zu benutzen. Hier hat aber auch ein Druck der USA eine Rolle gespielt. Denn die Straße ist auch wichtig für die Ausfuhr der chinesischen Wolframerze. Die Versorgung der internationalen Stahlindustrie mit diesen Erzen hängt wesentlich davon ab, in welchem Ausmaße China, der größte Erzeuger der Welt in Wolframerzen, in der Lage ist, diese auszuführen. Offenbar hat das Interesse der USA an den chinesischen Wolframerzen, von denen die Tschungking-Regierung ihnen Lieferungen im Werte von 30 Millionen Dollar zugesagt hatte, den oben genannten Entschluß Englands mitbeeinflusst.

Wie pariert Japan den Schlag? Japan hat nach dem Zusammenbruch der militärischen Macht Frankreichs mit Indochina ein Abkommen abgeschlossen, dessen Wortlaut allerdings noch nicht bekannt gegeben ist, dessen wesentlichster Inhalt aber jedenfalls darin besteht, daß Japan die Landung von Truppen, die Errichtung von Flugzeugstützpunkten und die Benutzung aller militärischen Einrichtungen des Landes gestattet werden. Die Japaner haben damit eine ausgezeichnete Aufmarsch- und Angriffsbasis gewonnen. Die neuen Flugplätze ermöglichen einen leichten Einflug. In kurzem Anflug kann die Burmastraße, die nur 300—400 km von der Nordgrenze Indochinas entfernt ist und mit ihren vielen Brücken und Viadukten ein äußerst empfindliches militärisches Ziel darstellt, erreicht werden. Wird die Burmastraße unter Feuer gehalten, so ist Tschungking-China wirtschaftlich und politisch nahezu völlig von der Außenwelt abgeschlossen. Der japanischen Luftwaffe ist es mittlerweile gelungen, die beiden Hängebrücken über den Mekong und die Brücke über den Salween zu zerstören. Eine Reparatur der Brücken dauert monatelang und kann zudem jederzeit durch die feindliche Luftwaffe gestört werden. China steht so vor dem ernstesten Problem seit dem Beginn des ostasiatischen Krieges, nämlich den Krieg fortzuführen ohne die wirtschaftliche Hilfe des Auslandes. Möglicherweise wird sich die wirtschaftliche Zwangslage, in die China durch die Zerstörung der Burmastraße gekommen ist, deshalb auch bald politisch auswirken.

Der japanische Vorstoß nach Indochina ermöglicht aber nicht nur die ständige Bedrohung der Burmastraße und die Plankbedrohung der Armeen Tschiangkaiſcheks, sondern schiebt auch, worauf oben schon hingewiesen, einen Keil zwischen Hongkong und Singapur und, was noch wichtiger ist, zwischen die Philippinen und Singapur und stellt so den Zugang nach Niederländisch-Indien und Britisch-Malaya, den beiden reichsten Rohstoffgebieten Südostasiens, unter japanische Kontrolle. Dazu kommt, daß die immer deutlicher hervortretende Vorzugsstellung, die Japan in Siam, das neuerdings Thai genannt wird, auch geeignet ist, die japanische Machtposition im Süden Ostasiens noch zu verstärken. Es sieht so aus, als sollte Thai der südliche Vorposten Japans im kommenden großasiatischen Raum werden.

Japans wirtschaftsstrategische Stellung. Die beabsichtigte Intensivierung des japanisch-indochinesischen Warenaustausches — und damit kommen wir zu Japans wirtschaftsstrategischer Lage — schafft für Japan die Möglichkeit, seine Rohstofflage zu verbessern. Indochina verfügt nämlich über eine ganze Anzahl wehrwirtschaftlich wichtiger Rohstoffe, die gerade heute, angesichts des amerikanischen Wirtschaftskrieges gegen Japan, besonders wertvoll für das Inselreich sind. Hochwertige Kohle findet sich besonders in Tongking, und da der indochinesische Eigenverbrauch mit etwa 100000 Tonnen gegen-

über 2,6 Millionen Tonnen Erzeugung sehr gering ist, steht die überwiegende Menge der geförderten Kohle für die Ausfuhr zur Verfügung. Die Erzeugung von Zinn, Zink, Wolfram ist zwar nicht so bedeutend wie die von Kohle, aber doch bedeutend genug, um die japanische Wirtschaft zu entlasten. Der Kautschukanbau in Indochina stellt wenigstens einen Teil der japanischen Gummiverföorgung sicher. Dagegen sind die landwirtschaftlichen Hauptprodukte Indochinas: Reis (Indochina ist der viertgrößte Reisproduzent und der zweitgrößte Reiserporteur der Welt), Mais, Pfeffer und Kopro für Japan weniger wichtig.

Insgesamt: die Einbeziehung Indochinas in den japanischen Wirtschaftsraum ist ein wichtiges Aktivum für Japan; denn wir wissen, daß ihm gerade die wichtigsten wehrwirtschaftlichen Rohstoffe fehlen, und zwar auf fast allen Gebieten, und daß es hier auf Einfuhr angewiesen ist. Dabei stammt seine Einfuhr an lebenswichtigen Rohstoffen aus Ländern, von denen der größere Teil bei einem Kriege im Pazifik auf seiten seiner Feinde oder wenigstens unter feindlichem Einfluß stehen würde. Hermann Lufft stellt auf Seite 218 des oben angegebenen Buches folgende Tabelle der Bezugsquellen Japans auf:

Gummi aus Inselnde und Britisch-Malaya;
 pflanzliche Öle aus den tropischen Küstengebieten überhaupt, aus der Südsee und aus Afrika;
 Kohle aus China;
 Mineralöle aus USA.;
 Eisenerz (Zahlen von 1935) 43 vH aus Britisch-Malaya, 37 vH aus China, 10 vH aus Australien,
 9 vH aus den Philippinen;
 Schrott überwiegend aus USA.; Roheisen aus Indien;
 Kupfer, Blei, Zink von der Westküste Amerikas allgemein;
 Zinn aus Malaya;
 Mangan etwa zur Hälfte aus Britisch-Indien, der Rest aus China, Rußland, Malaya;
 Wolfram aus China;
 Bauxit aus Niederländisch-Indien und Griechenland;
 Phosphat aus der Südsee;
 Holz aus Russisch-Ostasien, USA. und Kanada;
 Baumwolle aus USA. und Indien;
 gröbere Faserstoffe aus den Philippinen;
 Wolle aus Australien, Südafrika, Argentinien.

Zweifellos ein sehr ernster Faktor für die wirtschaftliche Kriegsplanung Japans. Japan hat natürlich die Zeit nicht unbenuzt verstreichen lassen. Es hat große Vorräte angesammelt. Darüber hinaus ist in Mandschukuo eine bodenständige Schwerindustrie entstanden. In China sind ausgedehnte Baumwollfelder angelegt, die wohl für den gesamten Bedarf der japanischen Industrie ausreichen; über die wirtschaftliche Bedeutung Indochinas wurde oben schon gesprochen. Fürst Konoye, der am 17. Juli des vergangenen Jahres das Amt des Premierministers übernahm — seit mehr denn tausend Jahren sind die Konoyes schon die Ratgeber ihrer Kaiser — würde heute nicht eine so stolze und entschiedene Sprache gegen USA. und England reden, wenn nicht Japan seine Vorbereitungen für eine machtpolitische Auseinandersetzung im Pazifik bereits abgeschlossen hätte. Und auch die innenpolitischen Voraussetzungen sind geschaffen. Um die Zusammenfassung aller staatlichen und völkischen Kräfte zu ermöglichen, hat Fürst Konoye die „Vereinigung für die Unterstützung des Thrones“ gegründet und den vorbehaltlosen Anschluß an diese Vereinigung als Pflicht aller Untertanen verkündet. Das Parteienwesen ist damit beseitigt und dem Lande eine Lebensform gegeben, die es allen Ereignissen gewachsen sein läßt.

So ringt im gegenwärtigen Kriege Japan heroisch um die ihm gebührende außenpolitische Stellung im zukünftigen ostasiatischen Großraum, nicht minder heroisch aber auch um seine außenwirtschaftliche Selbstbehauptung.

Siegen oder Sterben. „Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke erkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert, als der Entschluß des Anführers: zu siegen oder zu sterben. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe der großen Siege.“
 Scharnhorst an General von Kleist

ETWAS ÜBER ATJEH UND DAS ALAS-TAL

von KARL HELBIG

Jüngsten Nachrichten zufolge werden 3156 Deutsche Niederländisch-Indiens, darunter knapp 1000 Seeleute, die seit dem Mai in verschiedenen wenig erfreulichen Lagern auf Java, Sumatra usw. untergebracht waren, nunmehr in einem gemeinsamen Internierungs-Kamp im Alas-Tal in Atjeh auf Sumatra zusammengezogen.

Der Name Atjeh hat in Niederländisch-Indien und für den mit den dortigen Verhältnissen Vertrauten einen besonderen Klang. Aber es ist schwer, diesen Klang einheitlich zu deuten. Er birgt stolzes und blutiges, heldenhaftes und bitteres, tragisches und triumphales Geschehen in sich; und er wird in zwei verschiedenen Lagern entgegengesetzt gewertet werden, je nachdem, ob der Beurteiler das Recht oder die Notwendigkeit als dringlichste Staats- und Menschenpflicht ansieht. Am Namen Atjeh haftet der Krieg, und zwar Krieg ganz besonderer Art, bei dem der Angreifer als Feind nicht ein Heer, nicht eine geschlossene Formation, nicht eine Schar bewaffneter Kämpfer vor sich hatte, sondern ein ganzes Volk vom Knaben und jungen Mädchen bis zum Greis und der Urahne, vom armeligsten Bauern bis zum prunkvollsten Fürsten, vom wagemutigsten Jäger bis zum gottgeweihten Priester. Atjeh, das hieß Guerilla über vierzig lange Jahre. Und die älteren unserer Generation werden sich sicherlich noch manches Berichtes erinnern, der während dieser Zeit aus den verschwiegenen Wäldern und Bergen jenes entlegenen Landes über den Ozean bis ins ferne Europa drang. Denn erst im gleichen Jahre, als bei uns der Weltkrieg entbrannte, kam jener vierzigjährige „Atjeh-oorlog“ durch die Anerkennung der holländischen Oberhoheit seitens der Landesfürsten endgültig zur Ruhe.

Wer überdies Gelegenheit hatte, in Batavia vor dem eindrucksvollen, vor wenigen Jahren fertiggestellten Monument des van Heutz zu stehen, jenes Kolonialoffiziers und späteren Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, der sich in der Befriedung und am Aufbau Atjehs unvergängliche Verdienste erwarb, wird durch die Relieftafeln dieses Males und seine ganze kühne, vorwärtstürmende, besitzergreifende Linienführung besonders einprägsam auf den Anlaß seiner Errichtung und die Bedeutung jenes Krieges hingewiesen. Denn es gibt nichts aus der Geschichte Indiens, das man bisher für würdig befunden hätte, durch ein ähnliches, zugleich rück- und vorwärts weisendes Bildwerk zu dokumentieren.

Um schließlich auch noch jenem einen Anknüpfungsfaden in die Hand zu geben, der bisher von „Atjeh“ nichts gehört zu haben glaubt, sei darauf verwiesen, daß der während der letzten Jahre häufig auch in Deutschland gespielte „Rango“-Film in Atjeh geschaffen wurde. Ein unerschroener Tigerjäger und ein schicksalsreiches Orang-Utan-Dasein werden hier auf dem Hintergrund atjehscher Landschaft, Dörfer und Familiengemeinschaften einer ganzen Welt vor Augen geführt; und es dürfte keinen Besucher dieses Filmes geben, der nicht unbedingte Sympathien und eine ehrliche Achtung, um nicht zu sagen Bewunderung für dieses braune Volk der Atjeher — oder „Atjehinesen“, wie sie unglücklicherweise auch genannt werden — empfunden und bewahrt hätte.

Eine lange und inhaltsreiche Geschichte wirkt sich durch diesen nördlichsten Teil der Insel Sumatra. Muß es nicht hier im äußersten Vorfeld des weiten Inselarchipels gewesen sein, wo Kolonisten und Kultureinflüsse vom hochentwickelten Vorderindien her am ehesten festen Fuß fassen konnten? Sind nicht von hier älteste arabische und sogar persische Urkunden vorhanden? Waren nicht für die Portugiesen schon Pasir und Pidie wichtigste Pfefferplätze, und fand nicht Cornelis de Houtman, Hollands erster Kapitän, der Indien ansagelte, an Atjehs Küste einen frühen Tod? Aber neben dieser Einbeziehung Atjehs in ein größeres Weltgeschehen durch fremde Besucher, hat das Land auch eine eigene geschichtsgeladene, aus internen Initiativen entwickelte Vergangenheit zu verzeichnen. Seine Sultanhäuser vermochten nicht nur, wie es noch heute der Fall ist, über die benachbarten Gajo- und Alas-Länder zu herrschen, sondern, namentlich im siebzehnten Jahrhundert, über diese und die anschließenden Batakländer noch weit hinaus zu greifen, im Osten bis in das Pane- und Rokan-Gebiet, im Westen sogar bis ins Padangische.

Fast drei Jahrhunderte lang vermochte eine Erwärmung zwischen Holland und Atjeh nicht zustande zu kommen. Ja, auch von der ersteren Seite aus war eine solche nicht einmal recht erwünscht, weil eine Ausdehnung über die Grenzen Javas bis in junge Zeit hinein nicht tragbar erschien und gewöhnlich erst dann einsetzte, wenn Mission und Privatkapital vorgearbeitet hatten und der Staat als solcher eigentlich nicht mehr zurückstehen konnte. Noch 1878 konnte ein van Rees in der holländischen Kammer öffentlich

vor einer allzu weiten territorialen Ausdehnung im Fernen Osten warnen und anschließend als Generalgouverneur von Indien diese Politik tatkräftig fortsetzen. Doch damals war der „Atjehoorlog“ bereits im Gange und drängte schlechterdings zu einer Entscheidung, die Hollands Ansehen nicht untergrub.

Hervorgerufen wurde dieser blutige Krieg letztlich durch die dringende Forderung der Engländer, Holland möge in dem ihm nach den napoleonischen Kriegen nun endgültig zugefallenen Sumatra für Ordnung sorgen und namentlich die atjehschen Seeräuberien und sonstigen Störungsversuche unterdrücken. Man hat den Eindruck, als ob Holland nicht besonders gern dieser Aufforderung nachkam; und auch das atjehsche Herrscherhaus seinerseits tat alles, um Gewalttaten von seinem Lande fernzuhalten. Es wendete sich sogar — wer von uns hat wohl davon gehört und wird es für möglich halten! — an die Regierungen der Türkei, Italiens und sogar Frankreichs um aktive Unterstützung in der Verteidigung seiner Rechte!

Aber der offene Krieg brach zu Beginn der siebziger Jahre schließlich doch aus, und zunächst durch aus nicht mit erfreulichen Erfolgen für die Holländer, eben weil hier nicht ein Heer, sondern ein ganzes Volk der Feind war. Erst „General Cinauge“, wie der einäugige van der Heijden im weißen und farbigen Volksmund hieß, vermochte gegen Ende des Jahrzehnts die holländische Vormacht durchzusetzen und gab Hoffnung auf eine erträgliche Zusammenarbeit zwischen Einheimischen und Fremden. Doch, viel zu verfrüht, versuchte man schon 1881 eine Zivilverwaltung einzuführen; mit dem Erfolg gewaltiger Rückschläge. Denn die Atjehier sahen in dieser an sich wohlgemeinten Maßnahme nichts als Schwäche ihrer Gegner und forcierten den Kampf gegen sie nur um so mehr. Jetzt wurde durch den unermüdlichen und beispielhaften Einsatz des einflussreichen Tengkoë Sjedj Saman di Tiro — aus dem Geschlecht der Tiro Delama — der bloße Aufstand gegen die Fremdherrschaft zum „perang sabil“, zum Heiligen Glaubenskrieg entfacht, und gerade die Tiro Delamas haben in der Folge durch ihren Mut, ihre Beredsamkeit und nicht zuletzt auch ihre unendlich vielen Schliche aus Atjeh eine wahre Hölle für die Holländer gemacht. Nicht umsonst sagten die Soldaten damals: „Ik ben het leven moe, ik gaa naar Atjeh toe!“ (Ich bin des Lebens müde, ich gehe nach Atjeh!)

Man schätzt, daß durch die unglückselige Abberufung van der Heijdens und die dadurch bedingte Verlängerung des Krieges noch mindestens 30000 Atjehier sterben mußten. Aber auch die niederländisch-indische Armee verzeichnete allein von 1890 bis 1914 in Atjeh noch 7707 Tote und Verwundete; außer den zahllosen und nicht registrierten Strafgefangenen, die den indischen Truppen als Träger usw. zugeteilt sind und die nicht nur unendlich viel für die Eroberung und Erschließung mancher Landesteile getan haben, sondern auch in Massen an Erschöpfung, Hunger und Krankheiten, an Unglücksfällen und in Gefechten gegen den Feind umgekommen sind.

Atjehs Gelände: verjumpte Küsten, scharf zerschnittene Hügel, unwegsame, urwaldbedeckte Gebirge und reißende Wildflüsse stellten äußerste Anforderungen an die Eindringlinge; und die geschickte Taktik der tapferen, heimatliebenden, fanatischen und überaus behenden Eingeborenen, bei Gefahr immer tiefer ins Binnenland zurückzuweichen, dort als friedliche Bewohner aufzutreten und im gegebenen Falle aus dem Hinterhalt wieder hervorubrechen, tat ein übriges, um die holländischen Kräfte manchmal zu überspannen. In einer solchen Periode der Erschlaffung konnte es 1885 einer der Tiro's sogar wagen, folgendes Friedensangebot vorzuschlagen: „Die Holländer und die Behörden an der Spitze treten sofort zum Islam über und leben fortan mit den Atjehern im Frieden. Oder aber sie werden mit Gewalt verjagt werden und in der Hölle enden!“ Bezeichnend ist, daß die Regierung in Batavia nicht einmal einen rechten Rat auf dieses immerhin dreiste Unterfangen mußte und sich sogar mit dem Gedanken befaßte, den Scheich durch einen Koran-Auspruch über das Ungerechtfertigte seiner Forderung aufzuklären. In der zweiten Sure heißt es nämlich: „Laßt keinen Zwang im Gottesdienst sein!“ Ob diese Antwort wirklich erteilt wurde, ist zwar nicht ersichtlich, aber es ist immerhin bemerkenswert, daß sie vorgechlagen und erwogen wurde.

Über die ungeheuren Schwierigkeiten der Kriegsführung selbst schrieb 1893 der damalige Gouverneur von Atjeh an den Generalgouverneur: „In dem Krieg, den wir jetzt in Atjeh führen, besteht die vornehmste Kriegskunst nicht darin, dem Feind stets durch Angriffe Abbruch zu tun, ihn ruhelos zu verfolgen und stets Schläge auszuteilen. Das alles kann richtig sein, wenn man der Stärkere ist und es mit einem Feind zu tun hat, der gleich unserer Truppe an taktische Ordnung und Begriffe, an eine Operationsbasis und Operationslinien, an Magazine und strategische Punkte gebunden ist. Aber auf eine bewaffnete Bevölkerung angewendet, die uns gegenüber als reiner Guerilla auftritt und die, wenn sie geschlagen ist, spurlos verschwindet, ist es eitel Schwägerei.“ — H. C. Zentgraaf führt in seinem aufsehenerregenden Buche „Atjeh“, aus dem dieser Brief überfetzt wurde, auch einige Beispiele an, wie prompt die Atjehier auf jedes Anzeichen einer Kräfteverminderung der holländischen Oberherrschaft reagierten: 1906: das zwölfte Bataillon Infanterie wurde von Atjeh zurückgenommen,

einige Bivaks aufgegeben. Sofort lebte der Widerstand auf. 1908: Einige Infanterie- und Maréchaussée-Garnisonen wurden ausgewechselt. Sofort sahen die Atjeher den Beginn des Rückzuges der verhassten „Kompouni“ („Compagnie“, wie in Anlehnung an die „Niederländisch-Ostindische Compagnie“ die Regierung noch allgemein bei den Eingeborenen heißt) darin. Ein allgemeiner Aufstand drohte, und Christoffels berühmte und berüchtigte „Tiger-Kolonne“ (kolonne matjan, die manchen Aufstand auf Sumatra, Borneo und anderswo niedergeschlagen hat) mußte eingreifen. 1925: Im Mai wurden einige Garnisonen vermindert. Schon im Oktober tobte ein heftiger Aufstand an der Westküste, der viel ernster war, als die Öffentlichkeit je erfahren hat.

Vielfach hat man es auch mit List, mit Zwietracht oder mit Geld versucht, sich zum Herrn der Lage zu machen. Einen besonders gefährlichen Aufwiegler mußte man z. B. unter Gewährung einer Jahresrente von 10000 Straits-Dollars (!) zu einer Übersiedlung nach Mexiko zu bewegen. Aber in unzähligen Fällen mußte man später feststellen, daß sich der scheinbare Erfolg in eine Falle verwandelte, in die man ahnungslos selber hineingesteuert war. — Erst um die Jahrhundertwende griffen straffere Hände in Politik und Kriegsführung durch. Eine Vereinigung des Blut, Geld und Ansehen kostenden Atjehoorlogs, der nahe daran war, zum Skandal zu werden, wurde von Jahr zu Jahr dringlicher. Van Daalen, Indiens großer Waffenheld, führte 1904 unter Anwendung einer ganz neuen Taktik endlich entscheidende Operationen durch. Nicht mehr von der Küste und der alten, um Kota Radja herumgelegten Sicherheitslinie aus griff er den Feind an, sondern er umfaßte ihn von Südosten her übers Gebirge, stellte ihn unmittelbar in seinen binneländischen Schlupfwinkeln und zwang ihn, sich wieder zurück ins Küstenland zu begeben. Dieser berühmte „toelt“ des van Daalen ist wohl das anstrengendste und heldenhafteste Unternehmen in der gesamten Kolonialgeschichte Hollands gewesen. Selbst auf die Eingeborenen machte er einen derartigen Eindruck, daß in jenem Gebiet noch heute die Zeitrechnung nach ihm datiert wird: „es war vor oder zurzeit oder nach dem Zuge des „Obos Panalam“ (Oberst van Daalen)“ ist eine durchaus landläufige Auskunft in Atjeh und den Nachbarländern.

Der Krieg freilich war damit immer noch nicht aus. Anlaß zum „Anfang vom Ende“ war erst der Tod vom letzten Sproß der Tiro Delamas, eines kaum erwachsenen Jünglings, der jeden Vermittlungsversuch abgelehnt hatte mit dem Bescheid, lieber sterben zu wollen wie seine Väter. Am 9. Dezember 1911 wurde er mit einer kleinen Anhängertruppe in einem entlegenen Ortsteil aufgespürt und fiel im heldenhaften Handgemenge. — 1914 kam es zum förmlichen Friedensschluß. Aber eine endgültige Unterwerfung keimen die Atjeher gewiß nicht. Sie hoffen nach wie vor auf eine Befreiung und sprechen ganz offen aus, daß sie von einer Beständigkeit der holländischen Oberherrschaft nicht überzeugt sind. Immer noch ist Atjeh das Land mit der stärksten militärischen Besatzung und ständiger Patrouillen-tätigkeit durch Indiens Kerntruppe, die vorwiegend aus Amboinesen rekrutierten Maréchaussées. Bezeichnend ist auch, daß Atjeh als eines der ersten Gebiete Sumatras bereits 1913 kartographisch in 16 Blättern im Maßstab 1:200000 aufgenommen wurde. Ja, wie angelegentlich man sich die Übersicht gerade über diesen Abschnitt sein läßt, geht daraus hervor, daß sogar begonnen wurde, das gesamte Gebiet „Atjeh en onderhoorigheden“ in dem überaus großen Maßstabe 1:40000 in Karte zu bringen. —

Auf jenem Zuge des van Daalen wurden erstmalig auch die bis dahin kaum von Fremden betretenen Gajo- und Mas-Länder berührt. Ihre Einwohnerschaft stellte sich im Vertrauen auf ihr gutes Recht, ihre Waffenbrüderschaft mit den Atjehern und ihre Unverletzbarkeit den Maréchaussées in einer ganzen Anzahl von befestigten Kampfs entgegen. Eines nach dem anderen mußte unter schwersten Verlusten erstürmt werden, und nur eine ganz verschwindende Anzahl von Verteidigern räumte lebend das Feld. Gerade hier in diesen sonst so friedlichen, landschaftlich besonders schönen und stimmungsvollen Berggebieten sind die Opfer am schwersten und einschneidendsten gewesen. Allein in dem verschanzten Lager von Roeto Reh lagen 561 tote Gajoer. Es gibt ein Bild von der Beerdigung dieser Masse von Leichen. Van Daalen war neben allem soldatischen Draufgängerum ein nüchternen und korrekter Beamter, der alles genau registrieren und nach Möglichkeit photographieren ließ. Es ist eine der erschütterndsten Epiphanen, die ich aus der indischen Geschichte kenne, wie hier die tapferen Verteidiger ihrer Freiheit eng aneinander gereiht in langen Gräben liegen, um mit der gleichen Erde zugeschüttet zu werden, die sie im Kampf für ihre Heimat und ihre Unabhängigkeit mit ihrem Blute tränkten. — Im ganzen Gajo-Land mögen, nach Schätzungen, mindestens 4000 Menschen gefallen sein; und in dem südlich angehängten, tropisch-lieblichen Mas-Tal allein weitere 3000, und nur 7000 waren dort nach dem Kriege noch übrig!

Nach seiner Beendigung freilich ist rasch neues und man darf in vieler Hinsicht sagen: auch ein glücklicheres Leben angebrochen. Mit der dem H-Länder eigenen Zähigkeit und Konsequenz wurden die neu eroberten Gebiete unter umfassende Verwaltung gestellt. Zwar ist Groß-Atjeh immer noch ein bedenklicher Faktor auf der holländischen Kolonialrechnung. Aber gerade die Gajo-Länder und ganz

vor allem das uns gegenwärtig besonders interessierende Mas-Tal haben eine stetige Aufwärtsentwicklung in zeitgemäßer kultureller Beziehung erlebt. Der größere Teil des zentralen, reichlich einsamen Gajo-Landes mit seinen schweigenden Hochgebirgsketten, gewaltigen Vulkanmassiven und oft gerühmten, heimatisch anmutenden „Blangs“, jenen aus Hochgräsern, Farnen und Terpentinkiefern (*Pinus sumatrensis*) zusammengesetzten Hochlands-Savannen, ist allerdings nach wie vor vom modernen Verkehr abgeschnitten; nur im nördlichen Teil um den hochgelegenen Tawar-See herum herrscht regeres Leben. Das dichtbevölkerte und wohlhabende Mas-Tal aber ist seit einer Reihe von Jahren durch eine Autostraße aufgeschlossen, und Koeta Tjane, (in Deutsch: Schleiffstein-Stadt), der kleine Stützpunkt für Verwaltung und Militär in seiner Mitte, ist auf 216, zum Teil allerdings recht schwierige Fahrkilometer, eine knappe Tagesentfernung, an Medan herangerückt.

Dieses Mas-vallei, das seit jenem Zuge des van Daalen und der unmittelbar anschließenden geographischen Erforschung durch unseren Landsmann Professor Volz kaum mehr von sich reden machte, soll nach jüngsten Berichten plöblich und gerade für uns Deutsche erneut in die Öffentlichkeit gezogen werden. Nicht Krieg mit Waffen und Blut trägt man wieder auf seine Fluren, wohl aber Krieg mit Leid und Ohnmacht, mit Hoffnung und Sehnsucht. Mehr als 3000 Männer deutscher Abstammung sollen hier künftig dem eigentlichen Krieg entzogen werden, um ihn in Wahrheit nur um so intensiver zu verspüren. — Es seien darum zum Schluß noch einige Ausführungen über das Tal selbst gegeben. Der Leser und namentlich die Angehörigen und Befreundeten jener Internierten mögen dadurch die Möglichkeit gewinnen, sich ein kleines Bild von der neuen Umwelt unserer fernen Landsleute zu entwerfen. Sie ist immerhin tröstlicher, als die der bisherigen Lager in Südsumatra, in Ostjava, in der Bai von Batavia und wo überall sie gelegen haben mögen.

„Mas“ ist die Lokalbezeichnung für das mannshohe Selagah (oder Glagar)-Rohrgras. Überall in Indien bedeckt es mit Vorliebe feuchte Talsohlen, die häufiger Hochwässer halber keinen Baumwuchs tragen können. In der ehemaligen Naturlandschaft am „Mas“-Fluß mag dieses Gras vorgeherrscht haben. Heute ist es längst überwiegend durch beflutete Reisfelder zurückgedrängt, zumindest in jenem Talabschnitt, den man das engere „Mas-vallei“ nennt. Nicht längs des ganzen Flußlaufes ist diese Bezeichnung üblich. Am Osthang des gewaltigen, fast 3400 m hohen Ouenong (Berg) Leuser (Sprich: Gunung Löfför) nimmt das Quellflüßchen Woih (Wasser, Fluß) ni Agoesön seinen Anfang, um dann zunächst unter dem Namen Woih ni Goempang in eine jener für Sumatra so charakteristischen „Längsdepressionen“, also eine Talenke zwischen Gebirgsketten in Längsachsenrichtung der Insel, einzutreten. Hier, zwischen den Ausläufern des Leuser auf der einen und dem nordwestlichen Endstück des Wilhelmina-Gebirges auf der anderen Seite, ist es noch ein wilder, tief eingeschnittener Gebirgsfluß, der erst etwa 50 km weiter in eine Talerweiterung, nun das eigentliche Mas-vallei, eintritt. Mit einer von jungen, fruchtbaren Anschwemmungen überdeckten Schottersohle senkt sich dieses über weitere 50 km mählich von knapp 300 bis auf etwa 150 m Meereshöhe; mehrfach eingeschnürt durch vorspringende Riegel der am Oststrand stetig verbleibenden Wilhelmina-Kette. Mit ihren bis zu 3000 m aufsteigenden Zaden- und Pyramideugipfeln über der langen, im großen und ganzen ruhigen Kammlinie, bildet diese eine besonders eindrucksvolle Kulisse über dem friedlichen, üppig-grünen Tal. Hier reiht sich unter Kokospalmhainen Siedlung an Siedlung, denn inzwischen ist die Bevölkerung der Unterabteilung „Mas-Gebiet“ wieder auf reichlich 20000 Köpfe angewachsen, fast durchweg Eingeborene, mit einem Häuflein chinesischer Händler in Koeta Tjane und anderen Märkten, und einer noch kleineren Handvoll Europäer, die bisher noch kein halbes Hundert zählten, auf den Verwaltungs- und Militärstationen. — Später tritt der Lac Mas erneut ins Gebirge ein, durchbricht es, um dann nach Überwindung einer weiten, überaus schwer versumpften Tieflands-Ebene unter dem bekannteren Namen Simpang Kiri (verdeutsch: der linke Seitenfluß) beim kleinen Hafensstädtchen Singkel an der Westküste, eben nördlich vom zweiten Grad Nordbreite, den Indischen Ozean zu erreichen.

Ein recht intelligenter, freundlicher, wenn auch etwas schüchternen Menschenschlag, eben die „Masser“, bewohnt dieses Tal und die anschließenden Hänge. Auf der Grenze zwischen dem Atjeh- bzw. Gajo-Gebiet und den Batak-Ländern haben sie notwendigerweise alt- und jungmalaiisches Mischblut in den Adern, ähneln äußerlich zwar weit mehr den altnalaiischen Batak, haben von den jungmalaiischen Atjehern aber den Islam und glücklicherweise auch die mit ihm verbundene größere Sauberkeit übernommen. Im materiellen Kulturbesitz weisen sie die gleiche Mischung auf und sind für den Völkerkundler eines jener ewigen Schmerzenskinder, die nirgends richtig unterzubringen sind.

Wie weit unsere Landsleute nun Gelegenheit haben, an ihrer Umwelt dort teilzunehmen, bleibt freilich eine offene Frage. Aber möge die Tatsache, daß diese eine durchaus sympathische ist, allein schon genügen, ihnen und uns, die wir ihr Geschick tragen helfen, ihre Isolierung ein wenig leichter zu gestalten.

FRAGEN DER BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG UND SIEDLUNGSPOLITIK IN DER SOWJETUNION ¹⁾

von BRUNO PLAETSCHKE

Die letzte allgemeine Volkszählung der Sowjetunion fand im Januar 1939 statt. Sie ermittelte eine Gesamtbevölkerung von rund 170 Millionen. Seitdem hat nun die Sowjetunion die bekannten Gebietserwerbungen im Westen machen können. Die ehemals polnischen Gebiete brachten ihr einen Zuwachs von 13 Millionen, Bessarabien und die baltischen Staaten noch einmal gegen 10 Millionen Menschen, so daß also Molotow in seiner letzten großen Rede die Gesamtbevölkerung der Sowjetunion mit 193 Millionen feststellen konnte. Dabei betonte er, daß die seit der letzten Zählung im Januar 1939 erfolgte natürliche Bevölkerungszunahme noch nicht berücksichtigt sei. Dieser Zuwachs kann nun mit mindestens 3 Millionen angenommen werden, d. h. also, daß wir heute bereits mit einer Gesamtbevölkerung von reichlich 196 Millionen rechnen müssen. Der jährliche Zuwachs beträgt jetzt, besonders wenn man die neuen Gebietserwerbungen berücksichtigt, gegen 2 Millionen Menschen; in zwei Jahren wird die Sowjetunion also bereits bei einer Bevölkerungszahl von 200 Millionen angelangt sein. Davon machen die Russen heute reichlich 51 vH aus, wie bei einer Aktienmehrheit; nach dem Stande vom Januar 1939 waren es noch 58 vH ²⁾.

Die Kopfzahl der Russen macht heute rund 100 Millionen aus. Das gesamte Deutschum in aller Welt hat ungefähr dieselbe Zahl aufzuweisen. Nun vermehren sich die Russen gegenwärtig noch wesentlich stärker als unser Volk, ihre Zunahme nimmt aber anscheinend mehr und mehr ein verhaltenes Tempo an, während die unsere, wie wir hoffen dürfen, weiter ansteigen wird. Wir können also annehmen, daß sich die Gesamtzahlen beider Völker auch in Zukunft ungefähr auf der gleichen Höhe halten werden, vorausgesetzt, daß die Russen nicht auch weiterhin in ziemlich großem Umfange andere völkische Elemente sich assimilierten, wie sie es im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte und auch früher schon mit den Ukrainern und Weißrussen, ihren ostslawischen Brüdern, gemacht haben. Mehrere Millionen Ukrainer und Weißrussen sind unter der Sowjetherrschaft russifiziert worden und bekennen sich heute zum Ruffentum und dieser Prozeß wird wohl auch in Zukunft noch weiter gehen ³⁾. Nach den Angaben der letzten Volkszählung ist die Zahl der Ukrainer nicht nur relativ, sondern auch absolut zurückgegangen. 1926 wurden 31, 1939 nur 28 Millionen Ukrainer in der Sowjetunion gezählt; nachdem nun die ukrainischen Gebiete des ehemaligen polnischen Staates hinzugekommen sind, macht ihre Zahl in der Sowjetunion heute 36 Millionen aus, das sind 18,5 vH der gesamten Sowjetbevölkerung. Die Weißrussen machen mit 8,3 Millionen 4,3 vH aus. Der Anteil der Ukrainer und Weißrussen hat sich also durch die letzten Gebietserwerbungen etwas erhöht, im ganzen kann aber gesagt werden, daß das Großruffentum den beiden anderen ostslawischen Völkern heute übermächtiger gegenübersteht als je zuvor.

Als die Sowjetregierung im Jahre 1917 zur Macht kam, machte die Gesamtbevölkerung des Reiches etwa 142 Millionen aus, wenn wir die Grenzen berücksichtigen, wie sie bis zum Herbst 1939 bestanden haben. Der Weltkrieg mit seinen Menschenverlusten war ja im Herbst 1917 für Rußland schon vorüber. Wie furchtbar die Menschenverluste der Bürgerkriegszeit gewesen sind, geht daraus hervor, daß sich die Bevölkerung von 1917 bis 1926 nur um 5 Millionen vermehrt hat. Normalerweise hätten es gegen 20 Millionen sein müssen. Diese Periode vom Revolutionsausbruch bis zur Volkszählung des Jahres 1926 zerfällt aber in zwei in ihrer Wirkung grundverschiedene Zeitabschnitte, nämlich in die Zeit des Bürgerkrieges etwa bis 1920 und das furchtbare Hungerjahr von 1921, in der die Bevölkerungszahl um eine Reihe von Millionen absolut zurückgegangen ist, und in die Zeit des ersten Wiederaufbaues. In diesem letzteren Zeitabschnitt hat eine ganz ungemein starke Vermehrung eingesetzt; sie betrug in der Zeit von 1923 bis 1926 über 3 Millionen jährlich. Es kann dies wohl als eine gesunde Reaktion

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz stellt im wesentlichen den Text eines Vortrages dar, der vom Verfasser in einer Vortragsreihe des an der Universität Königsberg neugegründeten Ostforschungsinstitutes gehalten wurde.

²⁾ Wenn hier von Russen die Rede ist, so ist natürlich das Volk gemeint, das im zaristischen Rußland als Großrussen bezeichnet wurde, zum Unterschied von den damals als Kleinrussen bezeichneten Ukrainern und Weißrussen, die alle drei nur als Hauptstämme des einen großen russischen Volkes aufgefaßt wurden. Das ist heute nicht mehr der Fall; Ukrainer und Weißrussen gelten amtlich als selbständige Nationen. Das alte Rußland war der staatliche Repräsentant des Ostslawentums, was damals eben gleichbedeutend mit Ruffentum war; die übrigen Völker galten als unterworfen, standen in einem mehr oder weniger kolonialen Verhältnis zum Ruffentum. Die Sowjetunion legt gar keinen Wert auf die Gemeinschaft des Ostslawentums und des Slaventums überhaupt und noch weniger auf eine Zusammengehörigkeit mit dem Indogermanentum, sondern sie vertritt offiziell die Gesamtheit der in ihren Grenzen wohnenden Völker des nördlichen Eurasiens.

³⁾ Vgl. hierzu und zu dem folgenden meine beiden Aufsätze über die letzte sowjetrussische Volkszählung in „Peterm. Mitt.“, Jg. 1940, S. 6 u. 9.

der Natur nach den vorangegangenen Jahren des Schreckens und Menschenausfalles angesehen werden. Sicher hat hierzu auch die damalige Wirtschaftspolitik beigetragen, die gerade für das Bauerntum im ganzen nicht ungünstig war. Es war die Zeit der sogenannten „Neuen ökonomischen Politik“ Lenins (abgekürzt „NEP“) in der der Privatwirtschaft weitgehende Zugeständnisse gemacht werden mußten. Es kam dies auch in einem ganz außerordentlichen starken Anwachsen der Zahl der bäuerlichen Wirtschaften zum Ausdruck. Freilich verschärfte sich in diesen Jahren auch die ländliche Überbevölkerung sehr stark.

Zwischen den beiden Volkszählungen von 1926 und 1939 hat es aber dann wieder ein ganz klares Absinken der Volksvermehrung gegeben; die jährliche Zunahme blieb im Mittel unter 2 Millionen. Es ist die Zeit der Stalinischen Fünfjahrespläne, die mit dem Jahre 1928 begannen und durch die Kollektivierung der Bauernwirtschaften und die in schärfstem Tempo vorangetriebene allgemeine Industrialisierung gekennzeichnet sind. Die Fünfjahrespläne, insbesondere der erste, sind im Leben des Sowjetstaates ein Ereignis von noch größerer Tragweite und von noch schwerwiegenderen Folgen als das eigentliche Revolutionsjahr 1917 und die Zeit des sogenannten Kriegskommunismus. Wenn die Volksvermehrung in dieser Zeit nachgelassen hat, so kann man die Gründe in folgendem vermuten. Der erste Fünfjahresplan, also die Jahre 1928—32 und auch noch die ersten Jahre des zweiten Planjahresfünftes, haben die Sowjetbevölkerung in einer Weise in Bewegung gebracht wie noch niemals vorher in der russischen Geschichte. Wir haben es hier wohl mit den größten Binnenwanderungen aller Länder und Zeiten zu tun.

Nun brauchen starke Binnenwanderungen die Volksvermehrung durchaus nicht herabzudrücken. Aber in der Sowjetunion vollzogen sie sich damals zum großen Teile in einer reichlich chaotischen Form. Es setzte eine Landflucht im wahren Sinne des Wortes ein. Im Zuge der sogenannten Entkulakisierung, d. h. der Beseitigung des wohlhabenden selbständigen Bauertums, wurden Unmassen von Bauern aus ihrem heimatlichen Dorfe entfernt. Man kann diese Tatsache ruhig erwähnen, denn man rühmt sich ja nach wie vor auf russischer Seite dieser Entkulakisierung. Dabei wurden die Familien vielfach auseinandergebracht. All das mußte die Volksvermehrung natürlich stark herabdrücken. Die Tatsache, daß so unendlich viele Menschen damals eigentlich dauernd unterwegs waren, vom Dorfe in die Stadt und dann wieder von einer Stadt zur anderen zogen und ihre Arbeitsstelle häufig wechselten, mußte sich auf die Volksvermehrung ebenso nachteilig auswirken wie ein Kriegszustand.

Diese ziemlich wilde Periode ist aber schon seit sechs bis sieben Jahren vorüber. Das Kollektivsystem hat sich gefestigt und der Abstrom der Bevölkerung vom Lande vollzieht sich nun in geregelteren Bahnen, ohne weitere unmittelbare Schädigungen des Volkskörpers. Zu der allgemeinen Konsolidierung der Verhältnisse hat vor allem auch die Überwindung aller innerpolitischen Gegner durch Stalin beigetragen, die vor einigen Jahren zum Abschluß kam. Es gibt heute keine Opposition mehr, die die Aufbauarbeit stören könnte. Auch die Einführung der neuen Verfassung steht damit in einem inneren Zusammenhange.

Und so ist es wohl auch kein Zufall, daß seit einigen Jahren — vom Jahre 1935 ab — die Geburtenziffer wieder etwas ansteigt, wie uns sowjetrussische Veröffentlichungen versichern. Die entsprechenden Zahlen sind aber einstweilen nur für Teilgebiete veröffentlicht. Man führt diesen Anstieg der Geburtenziffer — das ist nicht uninteressant — auch auf die Reformen zurück, die von Stalin im Jahre 1935 vorgenommen wurden und einige der ärgsten Mißstände beseitigten. Dazu gehört das endgültige Verbot der Abtreibungen, die ja bis dahin straflos und gelegentlich wohl sogar kostenlos waren, und die allgemeine moralische Erschwerung und Verpöndung der allzu leichtfertigen Ehescheidungen. Seitdem gefällt man sich in Statistiken, in denen nachgewiesen wird, daß sich die Zahl der Ehescheidungen um 40—50 % verringert habe — und freut sich nicht wenig darüber. Ebenso ist für Mutterschutz und Kinderbetreuung einiges getan worden. Die Sterblichkeit ist merklich zurückgegangen, dank einer wesentlich verstärkten medizinischen Betreuung der Bevölkerung und mancher hygienischen Aufklärungsarbeit.

Die biologischen Fragen, die Fragen der völkischen Lebenskraft, stehen aber in der Sowjetunion durchaus nicht im Vordergrund des Interesses. Man tut sich zwar viel darauf zugute, daß die Bevölkerungsvermehrung in der Sowjetunion stärker ist als in den kapitalistischen Ländern — zu letzteren werden gewöhnlich auch noch Deutschland und Italien gezählt — die ganze Bedeutung der volksbiologischen Fragen hat man aber bis jetzt wohl noch nicht verstanden. Zum Teil mag dies auch an der historischen Gleichgültigkeit des Russen in den Belangen des Erbgesetzes und der russischen Reinheit liegen. Außerdem fühlt sich der Russe in der Weite seines endlosen, ihm von einem unbegreiflich gnädigen Schicksal geschenkten Niesenraumes und in seiner überwältigenden Volkszahl so sicher, daß ihm der Gedanke an einen Kampf mit anderen Völkern um Lebensraum, an eine Verteidigung dieses Raumes

auf dem Wege des Geburtenkrieges gar nicht kommt. Seine Einstellung zu diesen Dingen ist daher von vornherein eine ganz andere als die des Mitteleuropäers. Inwieweit das Kollektivsystem die Volksvermehrung hintanhält, ist einstweilen noch nicht zu entscheiden, dazu ist die Beobachtungszeit noch zu kurz. Negative Einflüsse haben hier sicher auch der Einbruch moderner aufklärerischer Ideen, die im Zusammenhang stehen mit dem allgemeinen Zug nach der Stadt, der Geringschätzung des ländlichen Lebens und der Beseitigung der Religion.

Gerade in der Volksvermehrung bestehen aber recht beträchtliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern der Sowjetunion. Es zeigt sich nämlich, daß das Hauptvolk, die Russen, also die früheren Großrussen, sich verhältnismäßig am schwächsten vermehren. Einige unbedeutende kleine Völker lassen wir hierbei außer Betracht. Nach dem Stande vom Jahre 1938 kommen in der Großrussischen Sowjetrepublik auf einen Todesfall nicht ganz zwei Geburten, das entspricht etwa den günstigsten Jahren Deutschlands in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege. Neuerdings kommen bei uns auf einen Todesfall etwa 1,6 Geburten. In der Ukraine liegen die betreffenden Zahlen fast um 50 vH günstiger als in Großrußland. Damit könnte das ukrainische Volk die Verluste, die es durch Entnationalisierung in den letzten Jahren erlitten hat, an sich allmählich wieder ausgleichen; es wird aber andererseits durch ziemlich starke Umsiedlung nach Sibirien in seiner Geschlossenheit wieder beeinträchtigt. Den Rekord halten die Kaukasier mit einer geradezu an die äußerste Grenze der physischen Möglichkeit gehenden Vermehrung. Ihr Geburtenüberschuß ist mehr als doppelt so groß als der der Großrussen, der doch selbst immer noch bedeutend ist. Auf einen Todesfall kommen in Georgien und Armenien mehr als drei Geburten, immer nach dem Stande von 1938. Die beiden Völker sind zwar nur sehr klein, sie zählen jedes nur gegen 2,5 Millionen Menschen; sie spielen aber dank zahlreicher bedeutender Persönlichkeiten im heutigen Rußland eine Rolle, die weit über ihren zahlenmäßigen Anteil hinausgeht. Stalin ist bekanntlich Georgier und neben ihm wirken und wirken noch eine ganze Reihe seiner Landsleute in wichtigsten Partei- und Regierungsämtern der Sowjetunion⁴⁾.

In früheren Jahrhunderten waren es die türkischen und mongolischen Steppenvölker, die den Lauf der russischen Geschichte nachhaltig beeinflusst haben. Sie sind heute bedeutungslos geworden, sind vom russischen Meere vollkommen überflutet. Dafür sind jetzt die Menschen aus den orientalischen Randgebieten des Reiches, vor allem aus den Kaukasusländern, mehr in den Vordergrund getreten. Sie gehören Völkern an, die im allgemeinen auch höher begabt sind als die türkischen Steppenvölker und als festhafte Gebirgs- und Oasenvölker auch eine längere und reichere Geschichte aufzuweisen haben als jene.

Wenn man berücksichtigt, daß sich auch die Bevölkerung der Türkei nach langem Stagnieren in der Sultanszeit nunmehr außerordentlich kräftig vermehrt — der Geburtenüberschuß ist nach der Volkszählung von 1940 mit 18 je Tausend erheblich höher als der der Russen und etwa zweieinhalbmal so groß wie der gegenwärtige deutsche, und im neuen Iran scheinen sich die Dinge ähnlich zu entwickeln — so wird man sagen können, daß gerade das Menschentum Vorderasiens, an dem ja die Sowjetunion starken Anteil hat, gegenwärtig in einer ganz besonderen biologischen Blüte steht, am stärksten aber entschieden in den Kaukasusländern und Armenien. Der Einbruch Europas in den Orient, d. h. die Beseitigung des sogenannten „echten“ Orients, an dem ja das echteste die allgemeine Rückständigkeit und Mißwirtschaft war, hat also durchaus belebend gewirkt.

Es ist kein Zufall, daß das Hauptvolk der Sowjetunion, das Großrussentum, eine schwächere natürliche Vermehrung hat als andere Völker des Reiches. Es ist, abgesehen vom jüdischen Einfluß, der eigentliche Träger der neuen Zeit in Rußland; auch die Revolutionsarmeen rekrutierten sich ja in der Hauptsache aus den Zentralgebieten um Moskau. Das Großrussentum hat sich auch am meisten dem städtischen Leben und der Industrie zugewandt, viel stärker als das mehr ländlich gebundene Ukrainertum. Die ukrainische Industrie, etwa die Kohlenindustrie des Donezbeckens, hat z. B. eine mehr russische als ukrainische Belegschaft, und auch in den ukrainischen Städten ist das Russentum unverhältnismäßig stark vertreten. Auch die orientalischen Völker der Sowjetunion können als stärker schollengebunden angesehen werden als die Russen.

⁴⁾ Man kann sagen, daß gerade die für Deutschland wichtigsten Ämter der Sowjetunion von Georgiern und Armeniern besetzt sind, wenn wir von der wichtigen Persönlichkeit Molotows, eines echten Russen, absehen. Das Außenhandelskommissariat leitet der Armenier Mikojan und sein Landsmann Terwoßjan führte die sowjetrussische Wirtschaftsdelegation, die nach der deutsch-sowjetrussischen Einigung in Deutschland weilte. Der Botschafterposten in Berlin ist neuerdings durch den Georgier Dekanojow besetzt worden. Andererseits wird auch die wichtigste innerpolitische Einrichtung der Sowjetunion, die GPU, die aus der ehemaligen „Tscheka“ hervorgegangen ist, von einem Georgier namens Berija geleitet. Die Industrialisierung des Reiches ist untrennbar mit dem Namen des Georgiers Ordschonikidse verbunden, des vor einigen Jahren verstorbenen Volkskommissars für die Schwerindustrie.

Zum Rückgang der Volksvermehrung hat nicht zuletzt die rasende Verstädterung das ihre beigetragen, schon allein wegen der gänzlich unzureichenden Wohnungsverhältnisse in den Städten. Der Wohnungsbau konnte unmöglich mit dem lawinenartigen Anwachsen der Stadtbevölkerung Schritt halten, und ein großer Teil der Zuzügler haufte infolgedessen jahrelang in irgendwelchen überfüllten Massenquartieren, Baracken oder gar Unterständen. Es wird verhältnismäßig nur sehr wenige Familien in Rußland geben, die mehr als zwei Zimmer zur Verfügung haben, und vielleicht ist die Zahl der Familien in den Städten, die in einem Raume hausen müssen, nicht viel geringer als die der Familien mit zwei Räumen. Eine große Kinderzahl ist da natürlich unerwünscht. Man tut im Wohnungsbau zwar das möglichste, die Verhältnisse können sich aber nur allmählich bessern.

Die neurossische Bevölkerungsentwicklung wird aber nicht so sehr durch die Schwankungen in der Geburtenstatistik charakterisiert, sondern vor allem durch den grundlegenden Wandel im Verhältnis von Land und Stadt zueinander. Im Laufe von reichlich zehn Jahren hat sich die Stadtbevölkerung in der Sowjetunion verdoppelt. Das ist in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel, aber freilich ein Rekord von sehr zweifelhaftem kulturellem Wert. Deutschland brauchte zur Verdopplung seiner Stadtbevölkerung seinerzeit fast die dreifache Zeit, England noch viel länger. Land- und Stadtbevölkerung verhalten sich jetzt in der Sowjetunion wie 2:1; bei Beginn der Fünfjahrespläne war das Verhältnis noch 4:1.

Die Kopffzahl der Landbevölkerung ist aber nicht nur relativ, sondern auch absolut zurückgegangen, im Durchschnitt der gesamten Sowjetunion um 5 vH. Die betreffenden Werte schwanken aber bei den einzelnen Großräumen des Reiches außerordentlich stark. In der Ukraine z. B. hat die Landbevölkerung nicht weniger als 16—17 vH ihres Bestandes verloren, in Kasachstan sogar nahezu 20 vH. Und das alles innerhalb von nur zwölf Jahren. Aber auch innerhalb dieser zwölfjährigen Periode drängt sich der Hauptverlust wahrscheinlich auf wenige Jahre zusammen. Im Gegenjah dazu hat die Landbevölkerung in den orientalischen Randgebieten, also Transkaukasien und Turkestan, im allgemeinen kräftig zugenommen, die Stadtbevölkerung dagegen nicht ganz so stark wie im eigentlichen Rußland; die Entwicklung ist hier also entschieden gesünder verlaufen.

Der Rückgang in der Zahl der Landbevölkerung steht im Zusammenhange mit der Kollektivierung und diese wieder ist untrennbar verbunden mit dem industriellen Aufbau und der dadurch ermöglichten weitgehenden Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeiten. Diese Mechanisierung, die auf jeden Fall eine beachtenswerte Leistung der Sowjetwirtschaft darstellt und Stalins eigenes Werk ist, machte Millionen von Arbeitskräften für die Industrie frei. Aber nicht nur die durch die Maschine ersetzten Arbeitskräfte wurden frei. Es war ja ohnehin eine starke Überbevölkerung auf dem Lande vorhanden, wie in den meisten ost- und südosteuropäischen Staaten noch heute. Diese ländliche Überbevölkerung konnte nun in die neuentstehende Industrie abströmen. Das ist immerhin ein Vorteil, den der Wandel der Dinge erzeugt hat. Wir brauchen zum Vergleich ja nur die ganz unhaltbaren Zustände heranzuziehen, die sich etwa im ehemaligen Polen auf dem Lande herausgebildet hatten. Es gab dort eine ländliche Arbeitslosigkeit von größtem Ausmaß, die sich ständig verschärfte. Alles, was in den ärmlichen kleinbäuerlichen Dörfern geboren wurde, und das war ja in Polen recht reichlich, mußte größtenteils auch im Dorfe wohnen bleiben und half die Armut und das Elend vermehren. Der Staat verstand den Menschenüberschuß nicht zu beschäftigen. Polen ist eben nicht nur Deutschland gegenüber rettungslos im Rückstande gewesen, sondern auch der Sowjetunion gegenüber. Es hatte bekanntlich auch keine Motorisierung zuwege gebracht.

Für den weiteren Ausbau der Industrie werden aber weiterhin dringend ländliche Arbeitskräfte gebraucht. Auf dem letzten Parteikongreß Anfang Januar 1939 stellte Stalin die Forderung auf, daß das Land jährlich anderthalb Millionen junge Kollektivbauern an die Industrie abgeben müsse. Das kommt rein rechnerisch etwa dem gesamten Geburtenüberschuß des Landvolkes gleich, dessen Zahl damit also weiter auf der gegenwärtigen Höhe bleiben müßte. Daß die Industrie schon Mühe hat, die nötigen Arbeiter zu bekommen, lassen die neuesten Maßnahmen betreffend die Einführung einer industriellen Arbeitsdienstpflicht der Jugend erkennen, die jährlich 800 000—900 000 Menschen erfassen soll.

Es sind aber Anzeichen vorhanden, daß das Land in Zukunft wieder mehr Menschen binden wird als im letzten Jahrzehnt. Man will zu einer arbeitsintensiveren Wirtschaftsform übergehen, nämlich zur modernen Fruchtwechselwirtschaft an Stelle der bisherigen alten Dreifelderwirtschaft. In diesem Jahre hat man zunächst in der Ukraine mit ihrer allgemeinen Einführung begonnen, ebenso in einigen Bezirken der nördlicheren, nicht zur Schwarzerdezone gehörenden Gebiete. Das ist natürlich ein Ereignis von größter Tragweite für das russische Dorf, genau so wie seinerzeit für das deutsche Dorf.

Auf die rein wirtschaftlichen Folgen dieser Maßnahme brauchen wir hier nicht einzugehen, die bevölkerungspolitischen sind ebenfalls wichtig genug. In den ziemlich zahlreichen Kollektiven, in denen die Fruchtwechselwirtschaft schon seit mehreren Jahren eingeführt ist, hat sich der Arbeitsbedarf um 25–30 vH erhöht, vor allem wegen der stärkeren Viehzucht, die durch den ganz außerordentlich gesteigerten Anbau von Futterfrüchten ermöglicht wird. Dieser ist ja eine Vorbedingung der Fruchtwechselwirtschaft. Die Abwanderung vom Dorfe in die Stadt wird also dadurch merklich zurückgehalten werden, vielleicht auch die Besiedlung Sibiriens. Freilich hat das Dorf immer noch verhältnismäßig große Arbeitsreserven. Die Mehrzahl der Kollektivbauern arbeitete bisher im Durchschnitt nur 150 bis 170 Arbeitstage im Jahr in der gemeinsamen Kollektivwirtschaft, hat sich also nicht gerade überanstrengt.

Wenn heute die Landbevölkerung in der Sowjetunion nur noch zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht gegenüber der vorrevolutionären Zeit, so darf man eben nie vergessen, daß dem keine selbsttätige natürliche Entwicklung zugrunde liegt, sondern daß dies vorwiegend auf den harten Willen der Sowjetregierung zurückzuführen ist. Man wollte unter allen Umständen die Bevölkerungsstruktur des Landes von Grund auf ändern. Dafür waren zunächst innerpolitische Erwägungen ausschlaggebend. Das Bauerntum war in seiner erdrückenden zahlenmäßigen Übermacht von den kommunistischen Ideen nicht zu durchdringen; das städtische Proletariat, die eigentliche Stoßgarde des Kommunismus, ihm gegenüber viel zu schwach. Es mußte also zahlenmäßig entscheidend gestärkt, das Landvolk dementsprechend vermindert werden.

Als ein besonderer Stand wird ein Bauerntum jowiejo nicht anerkannt. Nach der sowjetrussischen Lehre ist die landwirtschaftliche Tätigkeit nur eine Abart der industriellen Tätigkeit. Sie rangiert auch in der allgemeinen Wertschätzung durchaus hinter der industriellen und städtischen Beschäftigung. Erst ganz neuerdings scheint sich wieder das Ansehen des Landvolkes langsam etwas zu heben, u. a. auch im Zusammenhang mit großen Kanal- und Begebauten, die in einer für die Sowjetunion neuen Form großer Gemeinschaftsarbeiten durchgeführt worden sind.

Das ungeheure Übergewicht der ländlichen Bevölkerung hat man in Rußland immer als einen geradezu beschämend rückständigen Zustand empfunden und natürlich auch mit einem gewissen Recht. Der kulturelle Fortschritt ist ja schließlich auch bei uns in der Hauptsache von der Stadt ausgegangen, jedenfalls in der Vergangenheit, die geistige so gut wie die technische Entwicklung. Um das kulturelle Niveau des Dorfes und damit des ganzen Landes zu heben, sahen die Sowjets keinen anderen Weg als den einer raschen Verstädterung. Die Städte sollten möglichst rasch größer und zahlreicher werden, damit sie dann auch das weite Land stärker kulturell beeinflussen konnten. Neben den unmittelbaren politischen Interessen sind für die Sowjetmachthaber eben auch solche Erwägungen bei ihrer Planung leitend gewesen.

Hinzu kommt selbstverständlich noch der wehrpolitische Gesichtspunkt. Ein Staat mit der Bevölkerungsstruktur des alten Rußland war gegenüber den dicht gedrängten Industriestaaten des Westens weder wirtschaftlich noch wehrpolitisch konkurrenzfähig. Jeder russische Staat, gleichgültig mit welchem politischem System, hätte nach einer Industrialisierung und damit nach einer allgemeinen Verstädterung streben müssen, um mit den anderen Staaten einigermaßen Schritt halten zu können. 1914 konnte Rußland auch ohne leistungsfähige Industrie noch als Großmacht gelten, heute nicht mehr.

Die heute erreichte Bevölkerungsverteilung zwischen Land und Stadt muß als eine unwillkürliche Tatsache verstanden werden. Daß die alten Zustände, d. h. also auch die kulturellen und politischen Eigentümlichkeiten des alten Rußland, noch einmal wiederkehren könnten, ist auch von unserem engeren bevölkerungswissenschaftlichen Standpunkte aus gesehen nicht gut vorstellbar.

Man erstrebt aber nicht nur eine zahlenmäßige, sondern auch eine wesensmäßige Angleichung von Land und Stadt. Das verlangt das gedankliche Lehrgebäude des Kommunismus. Es wird manchen überraschen, aber nach sowjetischer Auffassung ist der volle Zustand des Kommunismus nämlich noch nicht verwirklicht. Das soll erst noch kommen. Es heißt drüben, daß man gegenwärtig noch im Zustand des Sozialismus sei, d. h. in einer Vorstufe des Kommunismus. Der Kommunismus verlangt ja, daß kein irgendwie geartetes Produktionsmittel sich noch in privatem Besitz bzw. in privater Nutzung befinden darf. Das ist aber gegenwärtig noch der Fall, und zwar meint man damit das Land, das der kollektivisierte Bauer noch für sich bestellen darf. Jede kollektivisierte Bauernfamilie behält ja das Recht auf ein kleines Anwesen von der durchschnittlichen Größe eines halben Hektars neben einem kleinen Gehöft. Dazu kommt dann noch die eine Kuh und ein bißchen Kleinvieh. Das unterscheidet ihn eben noch vom Stadtbewohner, der gar kein Produktionsmittel in Händen hat; die Maschinen, an denen er arbeitet, gehören ja restlos dem Staate. Es ist also immer noch ein Rest von bäuerlichem, nicht städtischem Wesen vorhanden, und das soll im Laufe der Zeit eben auch noch fallen. Dann erst ist der Kom-

munismus vollendet, dann erst haben Land- und Stadtbewohner dieselbe materielle Basis, dann erst ist das Ziel der Beseitigung des Gegensatzes zwischen Land und Stadt erreicht⁵⁾.

Wir haben bisher nur die Binnenwanderungen besprochen, die vom Lande in die Stadt führten. Es bleibt nun noch einiges Notwendige über die räumlichen, mehr flächenhaften Bevölkerungsverchiebungen von einem Teile des Reiches in den anderen zu sagen.

Hier steht natürlich die Frage der Besiedlung Sibiriens im Vordergrund, schon allein deswegen, weil ja der Besitz Sibiriens und der anderen asiatischen Räume für Rußland die Grundlage seiner Stellung als Weltmacht bedeutet, weniger wegen der dadurch gewonnenen Machtmittel, die sind einstweilen nicht so bedeutend, sondern vor allem wegen der ungeheuren räumlichen Basis, die ja allein schon Macht bedeutet. Die sibirische Einwanderung war am stärksten in den beiden Jahrzehnten vor dem Weltkriege; es stand dies im Zusammenhang mit dem Bau der Transsibirischen Bahn. In der Zeit von 1895 bis 1905 gingen im Durchschnitt jährlich 131000 Menschen, fast nur bäuerliche Siedler, über den Ural. In den vorangegangenen Jahrzehnten waren es jährlich immer nur wenige Tausende oder Zehntausende gewesen. In der Zeit von 1906 bis 1913 wurde dann das Höchstmaß erreicht, nämlich im Mittel jährlich 409000 Menschen, also eine ganz gewaltige Zahl. Allerdings pflegten davon Tausende oder auch Zehntausende wieder umzukehren, nachdem sie alles verloren hatten.

Eine so starke jährliche Durchschnittsziffer der Sibirienwanderung ist nach dem Weltkriege und nach der Revolution nicht wieder vorgekommen; sie hatte allerdings auch unmittelbar vor dem Weltkriege schon etwas nachgelassen. In der Zeit von 1926 bis 1939 sind jährlich nur noch reichlich 250000 Menschen eingewandert. In dieser Zahl ist aber das Ural-Gebiet mit eingerechnet, im Gegensatz zur Zeit vor dem Weltkriege. Und von dieser Zahl ist ein volles Drittel in das Fernostgebiet östlich vom Baikalsee gelenkt worden, aus außenpolitischen Gründen, um der japanischen Expansion in der Mandschurei begegnen zu können. Einen so starken Anteil an der gesamten Sibirienwanderung hat der Ferne Osten früher niemals erhalten.

Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zur Vorkriegszeit. Ein zweiter sehr wesentlicher liegt darin, daß die sibirische Einwanderung in der Zeit der Fünfjahrespläne, besonders während des ersten (1928—32), weniger auf das Land, d. h. also in Wald und Steppe, gegangen ist, sondern hauptsächlich in die sibirischen Städte und Industriezentren, deren Einwohnerzahl sich ebenso rasend erhöht hat wie im Europäischen Rußland. Die ländlichen Einwohnerzahlen in Sibirien haben sich im großen Durchschnitt kaum erhöht, während sie doch vor dem Weltkriege und auch noch vor den Fünfjahresplänen von Jahr zu Jahr sprunghaft in die Höhe gingen. Wir können also sagen, daß die Zeit der Industrialisierung geradezu eine Stodkung in der ländlichen Auffiedlung russisch-Asiens erzeugt hat.

Sibirien, insbesondere Westsibirien, hat heute ziemlich dieselbe Bevölkerungsstruktur wie das Europäische Rußland. Es hat ebenso seine Landflucht gehabt wie dieses. Der Ural ist eben keine Grenzlinie mehr; er ist es weder in naturwissenschaftlicher Hinsicht, noch in verwaltungsmäßiger, kultureller und bevölkerungsfundlicher Hinsicht. Früher galt ja der Sibirier als etwas besonderes. Er war freier, kraftvoller und selbstbewußter, meist auch wohlhabender als der Bauer im Europäischen Rußland, war nicht von den Folgen der Leibeigenschaft überschattet wie dieser. Er war auch bekannt als ausgezeichnete Soldat, wie wir ja aus dem Weltkriege wissen.

In neuerer Zeit bemüht sich die Sowjetregierung, die Sibirien-siedlung wieder machtvoll in Gang zu bringen. Die Bedingungen liegen aber jetzt natürlich ganz anders als zur Zarenzeit. Das ohne weiteres kulturfähige Land ist größtenteils schon besetzt, aber natürlich nur ganz weitläufig. In den dichter bevölkerten Schwarzerdegebieten des Europäischen Rußland entfallen auf einen kollektivierten

⁵⁾ Der gegenwärtige Zustand, in dem immerhin noch ein Rest von eigenem, d. h. privat zu nutzendem Land in Händen der Kollektivbauern ist, wird nur als ein Nothelfer angesehen; so lange die Kollektive noch nicht leistungsfähig genug sind, soll er den Bauern ein Mindestmaß von eigenen Viehprodukten, von Gemüse und Kartoffeln sichern. Man hat es aber mit der Herstellung der vollendeten ländlichen Kommune, in der u. a. auch ein gemeinsames Speisehaus, wenigstens für die Mittagsmahlzeit, nicht fehlen soll, durchaus nicht eilig und will die Entwicklung in aller Ruhe abwarten. Nach Stalins eigenen Worten, die er in seinem Buche über Fragen des Leninismus geschrieben hat und die im neueren sowjetrussischen Schrifttum wieder mehrfach zitiert wurden, kann die volle Kommune auf dem Dorfe erst dann eingeführt werden, vielmehr sie wird dann ganz von selbst kommen, wenn die gemeinsame Kollektivwirtschaft soweit sein wird, daß sie einen Überschuß von Produkten aller Art erzeugt und den Bedarf ihrer Mitglieder reichlich decken kann, „sobald der Bauer erkennen wird, daß es für ihn vorteilhafter ist, Milch und Fleisch von der gemeinsamen Viehwirtschaft des Kollektivs zu beziehen, anstatt sich sein eigenes Vieh zu halten, sobald die Bäuerin einsehen wird, daß es für sie bequemer ist, die Wäsche von der gemeinsamen Waschanstalt, das Brot von der gemeinsamen Bäckerei, das Mittagessen von der Gemeinschaftsküche besorgen zu lassen als sich selbst damit zu befassen. Die vollständige Kommune hat eine allgemeine technische Bervollkommnung des Dorfes zur Voraussetzung.“ Es gibt allerdings auch Kenner der Sowjetunion, die der Ansicht sind, daß man wahrscheinlich auf die Einführung der vollkommenen ländlichen Kommune verzichten und es also bei dem jetzigen Zustande bewenden lassen wird.

Bauernhof etwa 10 ha Land — natürlich nur eine rein rechnerische Angabe, da das Land ja dem Kollektiv gehört und im Kollektiv bewirtschaftet wird — in Westsibirien dagegen durchschnittlich 50 ha, in Mittelsibirien und im Fernen Osten stellenweise 100 ha.

Von dem gesamten ackerbaufähigen Landvorrat Westsibiriens, der mit 39 Mill. ha angegeben wird, wird ein reichliches Drittel noch gar nicht oder nur ab und zu mal bestellt. Es handelt sich jetzt weniger um eine Neusiedlung in leerem Raum, sondern mehr um eine Neuverteilung. Die Sibirier müssen jetzt sozusagen etwas enger zusammenrücken, enger nach sibirischen Begriffen!

Träger der Siedlung ist jetzt natürlich das Kollektiv. Einzeln wirtschaftende Bauern gibt es ja so gut wie gar nicht mehr. Das Kollektiv in Rußland rüstet die Umsiedler nach Sibirien mit dem Notwendigsten aus, auch mit etwas Lebendem und totem Inventar, und das Kollektiv in Sibirien hat die Aufnahme gehörig vorzubereiten, womöglich durch vorsorglichen Bau von Häusern. Daß es mit diesen Vorbereitungen häufig nicht klappt, ist nur zu natürlich, auf jeden Fall aber sind die Siedler nicht mehr so sich selbst überlassen wie früher.

Es ist eben heute in Sibirien genau so wie in der übrigen Welt, daß nämlich die Zeit der freien privaten Siedlung in der herrenlosen Wildnis, die Zeit der abenteuerrohen, freien unabhängigen Pioniere in Kolonialgebieten endgültig vorüber ist. Die Siedlung ist wohl überall Sache des Staates oder vielleicht großer Kapitalgesellschaften geworden und wird als Gemeinschaftsiedlung durchgeführt.

Die große Sibirienriedlung in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege kann man immerhin noch als ein völligeres Erlebnis des Russentums ansprechen. Von der heutigen Sibirienriedlung gilt das aber in keiner Weise. Sibirien ist nichts Neues mehr; der Bauer ist hier wie dort in sein Kollektiv eingespannt. Im Vordergrund der Überlegungen steht für die Regierung ja auch nicht das Ziel einer Ausweitung des russischen Volkssbodens in Sibirien, wie es neben anderen Absichten die Zarenregierung verfolgte, sondern man betrachtet gegenwärtig die Sache ganz nüchtern und geschäftsmäßig vom Standpunkte des Arbeitseinsatzes aus. Im staatlichen Riesenbetriebe der russischen Landwirtschaft müssen die Arbeitskräfte einigermaßen gleichmäßig verteilt werden, also schreitet man eben zur Umsiedlung nach dem menschenarmen, aber an Land so reichen Sibirien. Wie sich die Dinge gewandelt haben, kann man daraus ersehen, daß die sibirischen Kollektive jetzt gelegentlich schon ihre Werber in die dicht bevölkerten Bezirke des Europäischen Rußland schicken, um Siedler für sich zu gewinnen. Das hat seinen sehr realen wirtschaftlichen Grund in der neuen Abgabenordnung, die wie so manche andere wichtige landwirtschaftliche Maßnahme im letzten Jahre eingeführt wurde. Die Naturalabgaben an den Staat, also vor allem an Getreide und Vieh wurden bisher nach der jeweiligen Anbaufläche des Kollektivs berechnet. Heute dagegen nach dem gesamten ackerbaufähigen Landbesitz. Die Kollektive in dem landreichen Sibirien müssen daher, um die Abgaben aufbringen zu können, auch möglichst viel Land bestellen und brauchen dazu natürlich auch mehr Arbeitskräfte. Daher ihre Aufnahmebereitschaft für Umsiedler.

Im zaristischen Rußland wurden auch in den orientalischen Randgebieten des Reiches, also in Turkestan und Transkaukasien, d. h. im Wohngebiet nichtrussischer Völker, russische Bauern angesiedelt. Das ist von der Sowjetregierung nicht mehr gemacht worden, zum Teil aus grundsätzlichen, mit der sowjetrussischen Nationalitätenpolitik zusammenhängenden Erwägungen heraus. Die einheimischen Völker, Turkestaner und Kaukasier, werden dafür selbst in recht bedeutendem Umfang zur Neusiedlung herangezogen im Zusammenhange mit sehr großzügigen neuen Bewässerungsanlagen, jedoch nur innerhalb ihres heimatischen Wohngebietes. Ihre Stellung, wir können sagen, ihr eigener Volkssboden, wird dadurch natürlich entschieden gefestigt, ganz im Gegensatz zu dem der Ukrainer. Diese werden in großen Mengen nach Sibirien umgesiedelt — nach russischen Zeitungsmeldungen in diesem Jahre allein gegen 30000 Familien — können also ihren heimatischen Volkssboden nicht ausbauen und erweitern.

Wenn jetzt auf eine ländliche Ansiedlung von Russen in diesen andersvölkischen Randgebieten verzichtet wird, so liegt das sicher auch daran, daß die Menschen hierfür nicht mehr ausreichen. Es hält eben sehr schwer, gleichzeitig eine mächtige Industrialisierung, eine Intensivierung der Land- und Forstwirtschaft im Europäischen Rußland und ferner eine ländliche Umsiedlung der asiatischen Räume zu betreiben; dazu reichen auch die russischen Menschenmassen nicht aus, zumal wenn man die volkswirtschaftlichen Belange so vernachlässigt, wie es bisher geschehen ist.

Dazu kommt noch etwas anderes. Sicher ist ein großer Teil des russischen Landvolkes auch heute noch gern bereit, als Neusiedler in Wald und Steppe zu gehen, aber man wird auch sagen können, daß dieser elementare Trieb im Vergleich zu früher bereits nachgelassen hat. An seine Stelle ist eben jetzt vielfach der Zug nach der Stadt mit ihren stärkeren und bunteren Eindrücken getreten. Die bolschewistische Lehre ist auch wenig geeignet, diesen alten elementaren Siedlertrieb wachzuhalten und zu

stärken, da sie ja bisher ganz einseitig das aufgeklärte städtische und industrielle Leben verherrlicht hat. Der Industriearbeiter und derjenige, der irgendwie einen Spezialberuf ausfüllt, gilt eben ohne weiteres als eine höhere Klasse Mensch als der einfache Landmann alter Art. Schwache Ansätze dafür, daß das Landvolk und die Landarbeit wieder mehr an Geltung gewinnen, sind allerdings zu beobachten. Ob sie sich stärker auswirken werden, muß die Zukunft lehren.

Die russische Geschichte ist nach dem Ausspruch eines russischen Historikers in der Hauptsache eine Siedlungsgeschichte. Mit der großen ländlichen Besiedlung Westsibiriens vor dem Weltkriege ist diese Periode der russischen Geschichte in der Hauptsache zum Abschluß gekommen und die Grenzen des russischen Volkstodens beginnen sich auch im Osten und Südosten klarer abzuzeichnen.

Was sich in den klimatisch sehr ungünstigen nördlichen Waldlandschaften und im Fernen Osten noch an Siedlungsmöglichkeiten bietet, ist demgegenüber belanglos. Was jetzt kommt, ist in der Hauptsache Ergänzungssiedlung und eine gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung über den vorhandenen Landvorrat hin, an sich natürlich noch eine gewaltige, nur von einer starken Staatsgewalt zu meistern Aufgabe. Dazu kommen die Möglichkeiten der Gewinnung von Neuland durch Entsumpfung- und Bewässerungsarbeiten, Dinge, die bisher nur in einem ganz belanglosen Umfang unternommen worden sind, wenn man von den bereits erwähnten Bewässerungsarbeiten in Turkestan abieht. Die bisherige Ausbreitung des russischen Volkes nach Osten war ja nur ziemlich oberflächlich über die besten Böden und Weidegründe, über die günstigsten Jagd- und Fischereimöglichkeiten, Handels- und Goldsuchegelegenheiten dahingegangen. Von dieser äußeren Expansion muß man eben allmählich zur inneren Kolonisation übergehen, zu einer anständigen Bodenkultur, die diesen Namen verdient, und man ist auch dabei, diesen Weg zu beschreiten. So bedeutet auch in dieser Beziehung die Zeit des Weltkrieges und der Revolution eine allgemeine Wende im Leben des russischen Volkes.

Ich habe mich in meinen Ausführungen auf einige wenige Sonderfragen beschränken müssen, habe mich aber gleichzeitig bemüht, sie im Rahmen des gesamten gegenwärtigen Geschehens in der Sowjetunion zu sehen und dabei die räumlichen und völkischen Gegebenheiten gebührend zu berücksichtigen. Der Tatsache, daß die Sowjetbevölkerung in nationaler Hinsicht sehr bunt zusammengesetzt ist, muß man sich auch bei rein bevölkerungswissenschaftlichen (demographischen) Untersuchungen stets bewußt bleiben. Vor allem aber gilt es, auch die politischen Triebkräfte aufzuzeigen, die die verschiedenen Erscheinungen und Wandlungen im Bevölkerungs- und Siedlungswesen hervorgerufen haben. Eine derartige Betrachtungsweise, die man wohl als eine ganzheitliche bezeichnen kann, ist gerade sowjetrussischen Fragen gegenüber unerläßlich. Nur so erhalten die Dinge drüben für uns Form und Gestalt und nur eine solche Betrachtungsweise kann unsere Erkenntnis über die Sowjetunion fördern.

DER FELDZUG IN POLEN IM SEPTEMBER 1939 ¹⁾

EINE WANDKARTE

von FR. KNIERIEM

Wehrgeistige Erziehung unserer deutschen Jugend, ja des ganzen deutschen Volkes ist eine Forderung, die bereits im Frieden erkannt worden ist, deren Bedeutung während des Krieges allseitig anerkannt wird, die aber auch nach dem siegreichen Krieg in ihrer ganzen Wucht und Schwere den deutschen Berufserzieher gemeinsam mit dem Erzieher in der deutschen Wehrmacht beschäftigen muß. Aber auch die berufene Betreuerin der Erwachsenen, die Partei, kann in ihrem Erziehungs- und Schulungswerk an den Aufgaben wehrgeistiger Erziehung nicht vorübergehen, weil die deutsche Lebensraumpolitik mit ihren weltanschaulichen und geistig-kulturellen Grundlagen wehrpolitisch uns dauernd vor neue Aufgaben stellt, die nur ein Volk, das wehrgeistig sicher und klar durchgebildet und erzogen ist, auf lange Sicht lösen und bewältigen kann. Wehrgeistige Erziehung fordert aber nicht nur eine bewußte Haltung und Gesinnung, sondern sie verlangt auch ein gewisses Maß von Wehrwissen. Der Karte ist bei dieser Erziehung, die als Unterrichtsgrundsatz, nicht als neues Unterrichtsfach, unser gesamtes Erziehungs- und Unterrichtswesen in allen Schularten vom Kindergarten bis zur Hochschule durchdringen muß, eine ganz besondere Aufgabe gestellt. Die Karte kann Anschauungsmittel, sie kann

¹⁾ „Der Feldzug in Polen im September 1939.“ Bearbeitet und herausgegeben vom Generalstab des Heeres, Kriegswissenschaftliche Abteilung (Größe 190 × 238 cm, Fünfeckfacher Druck; Maßstab der drei Hauptkarten 1:750 000). Druck und Verlag: Justus Perthes, Gotha. Preis: aufgezogen auf Stoff mit Stäben und Textheft RM. 36.—.

Forschungsmittel, sie kann aber auch Waffe sein. Es gibt selbstverständlich auch Karten, die gleichzeitig zwei oder auch den drei Forderungen, die an eine Karte gestellt werden, genügen.

Diese kurzen, nur abrißartigen Bemerkungen waren nötig, um die Bedeutung der vorliegenden Karte klar herauszuheben. Der Feldzug in Polen bildet den Ausgangspunkt des Krieges, den Deutschland um seine, um Europas und lehnen Endes um die Befreiung der Welt siegreich führt, und deshalb muß dieser Feldzug auch immer wieder in den Blickpunkt der Betrachtung gerückt werden. Aus diesem Grunde hat auch der Generalstab des Heeres bewußt davon abgesehen, mit dieser Karte ein Sonderwerk für kriegswissenschaftliche und wehrpolitische Studien zu schaffen. Sondern diese Arbeit soll dem deutschen Volk und insbesondere der deutschen Jugend ein Anschauungsmittel in die Hand geben, aus dem es nicht nur die geniale Idee des Feldzuges, sondern die praktische und überragende Ausführung des Planes, verbunden mit der gewaltigen Leistung des deutschen Soldaten, erkennen und ablesen kann. Es darf niemals vergessen werden, daß in knapp drei Wochen 694 000 Gefangene, 3214 Geschütze, 16 500 Maschinengewehre, 1700 Granatwerfer und etwa 1100 zum Teil stark beschädigte Flugzeuge mit der Vernichtung des polnischen Heeres in unsere Hand gefallen waren. Als strategisches Ergebnis ist die Ausschaltung eines Zweifrontenkrieges und alle weiteren Erfolge dieses Krieges letztlich auf den Polenfeldzug zurückzuführen.

Wie sucht nun die Karte ihrer Aufgabe gerecht zu werden? Um den zeitlichen Ablauf dieses wahrhaften Bewegungskrieges und zugleich eine Verwirrung des Betrachters durch eine Überfülle von Linien zu verhindern, sind die Operationen des Krieges, seinem tatsächlichen Ablauf entsprechend, auf drei Karten im Maßstab 1:750 000 so dargestellt, daß jede Teilkarte die Endphase der auf der vorhergehenden dargestellten Vorgänge wiederholt. Damit ist die Gewähr gegeben, daß sowohl die geniale Gesamtanlage des Feldzuges als auch der Ablauf in seiner Ganzheit nicht zerrissen wird. Hier zunächst die Aufgliederung des Feldzuges auf die drei Karten:

Karte 1: 1.—9. September: Befreiung Westpreußens, Vormarsch bis San—Weichsel—Bug.

Karte 2: 10.—14. September: Schlachten bei Radom und an der Bzura, Vormarsch auf Lemberg, auf Warschau ostwärts der Weichsel und auf Brest.

Karte 3: 15.—19. September: Schlachten bei Lemberg, Tomaszow, Einschließung von Warschau und Modlin.

In dem Textheft, über dessen Bedeutung noch einiges zu sagen ist, wird eingangs folgendes ausgeführt: „In jeder Karte sind die Ausgangs- und Endlage sowie die wichtigsten Bewegungslinien und Gefechtsfronten eingezeichnet. Die allgemeinen Stoßrichtungen sind durch lange, volle Pfeile, soweit sie den vorhergehenden Abschnitt betreffen, durch kurze hohle Pfeile angegeben. Gerissene Pfeile deuten die Bewegungslinien schneller Kräfte an.“ Diese Tatsache ist von größter Bedeutung, wenn wir bedenken, welche hervorragenden Anteil die schnellen Kräfte an der operativen Gestaltung und an dem Erfolg des Feldzuges hatten. Die schnellen Kräfte arbeiteten nicht allein, sondern die nachfolgenden Hauptmassen des Heeres und ihre Tätigkeit stehen im engsten Zusammenhang und gerade diese Zusammenarbeit hat den überragenden Erfolg gesichert. Geradezu bildhaft ist diese Zusammenwirkung aus der Karte abzulesen. „Die Schlachten in Westpreußen, bei Radom, die Schlacht an der Bzura, bei Tomaszow und die Einkreisung Warschaws sind gesondert dargestellt. Die Ereignisse werden vom rechten zum linken Heeresflügel und bei den einzelnen Armeen fortlaufend geschildert. Für die Schreibweise der Ortsnamen war das statistische Gemeindeverzeichnis des bisherigen polnischen Staates, ausgearbeitet und herausgegeben von der Publikationsstelle Berlin—Dahlem 1939, maßgebend“, so fährt das Textheft weiter.

Alle militärischen Eintragungen auf der Karte ruhen auf einer physisch-geographischen Grundlage, die zurückhaltend, aber dennoch so sichtbar ist, daß die ganze Dynamik der militärischen Bewegungen in ihrer Erdgebundenheit klar zu erfassen ist. Damit sind wir bereits bei der Wertung der kartographischen Leistung des Kartenwerkes angekommen. Über die einzelnen Zeichen, die außer den oben angegebenen noch auf der Karte Verwendung finden, soll hier nichts weiter mitgeteilt werden. Es muß genügen zu betonen, daß für die Linien, Pfeile und Kreise die blaue, rote und grüne Farbe Verwendung gefunden hat. Diese Linien, Pfeile und Kreise als Träger der operativen Dynamik sind aber in Verbindung mit der physisch-geographischen Grundlage in der Farbwirkung so fein aufeinander abgestimmt, daß alle beweglichen Vorgänge klar und eindrucksvoll und damit auch einprägsam aus der Karte herausleuchten und alle gleichsam statischen Zeichen und Eintragungen für den Beschauer beweglich gestalten. Es soll noch erwähnt werden, daß die Karte die Demarkationslinie und die Interessengrenze, heute durch den Willen des Führers die Reichsgrenze gegen die UdSSR, und auch die Grenze der beiden Ostgaue Wartheland und Danzig-Westpreußen gegen

das Generalgouvernement enthalten. Die letztere ist auf besonderen Befehl eingedruckt worden, sie darf in anderen Karten nicht übernommen werden.

Das beigegebene Textheft von 23 Seiten, das in der üblichen klaren und knappen Sprache des deutschen Generalstabes geschrieben ist, unterstützt nicht nur wesentlich das Ausschöpfen des überreichen Inhaltes der Karte, sondern vertieft das Verständnis für den genialen Feldzugsplan und seine gleichwertige Durchführung. Der Text gliedert sich in folgende Hauptabschnitte: A. Die 14. Armee, B. Die 10. und 8. Armee, C. Die 4. und 3. Armee, D. Die Einnahme von Warschau und Modlin, E. Die Kämpfe um die polnischen Küstenbefestigungen. Vorausgeschickt sind Betrachtungen über die Gliederung und Stärke der Wehrmacht Polens, den deutschen Operationsplan und den Einsatz der deutschen Luftwaffe. Ein Schlußwort, eine Übersicht der Inhaber des Ritterkreuzes für Verdienste im Feldzug gegen Polen und eine Zeittafel über das Vordringen der deutschen Armeen beschließen das inhaltreiche Textheftchen, das mit acht aufschlußreichen Textskizzen einzelne besonders wichtige Kampfhandlungen noch einmal zur Darstellung bringt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß hier inhaltlich durch die Arbeit des Generalstabes des Heeres und kartographisch durch die Arbeit der Geographischen Anstalt Justus Perthes in Gotha eine deutsche Leistung vollbracht wurde, die berufen ist, nicht nur als Anschauungs- und Schulungsmaterial bei der wehrpolitischen Erziehung die wertvollsten Dienste zu leisten, sondern die erneut zeigt, daß Deutschland seine führende Stellung unter den kartographischen Anstalten der Welt aufs neue gesichert und gefestigt hat. Wir können nur hoffen und wünschen, daß uns bald von den übrigen Kampfpfeldern des jetzigen Krieges, auf denen der Kampf siegreich beendet ist, ähnliche musterwürdige Karten geschenkt werden. Besonders wäre das erwünscht für den Feldzug im Westen und die Kämpfe im Norden. Solche Leistungen mögen nebenher auch dem Ausland zeigen, mit welchen starken Kräften das deutsche Volk bewaffnet ist, die es ihm nicht nur ermöglichen, den Kampf an der Front bis zum siegreichen Ausgang durchzuhalten, sondern gleichzeitig an der inneren Front solche Leistungen zu vollbringen. Es sollte keine Schule, gleichviel welcher Art, noch eine Schulungsstätte im Großdeutschen Reich geben, die nicht den Besitz dieser Karte „Der Feldzug in Polen“ anstrebt und verwirklicht.

DÄNISCHE BEITRÄGE ZUR VORGESCHICHTSFORSCHUNG

von JOACHIM BLÜTHGEN

(Mit einer Tafel zur Entwicklungsgeschichte, s. Tafel 11)

Mehrere Gesichtspunkte waren es, die mich veranlaßt haben, die nachstehende Zusammenstellung vorzunehmen. In Dänemark sind von seiten der Vorgeschichte, der Geologie, der Pollenanalyse und der Geographie in den letzten Jahren etliche Publikationen erschienen, die sehr viel Material enthalten, welches man zur Diskussion der Urlandschaftsprobleme heranziehen kann. Die diesbezügliche deutsche Forschung hat sich bislang nur sehr selten mit diesen Ergebnissen auseinandergesetzt, zum Teil sind sie ja auch nur in dänischer Sprache veröffentlicht; eine besondere Ausnahme hiervon macht nur der im Polenfeldzug gefallene Königsberger Geograph W. Giere, der auch die nordischen Sprachen beherrschte und in seiner gedrängten, zahlreiche eigene Deutungen enthaltenden Darstellung über Siedlungsfragen in Nordosteuropa [1] ein verzweigtes Schrifttum herangezogen und, wie er selbst betont, in vorerst vorläufiger Form ausgewertet hat. Giere hat auch die meisten der einschlägigen dänischen Beiträge benutzt, jedoch dem Charakter seiner Schrift entsprechend in sehr weitgespanntem Rahmen und vielfach nur hinweisend. Damit ist es jedoch dem mit den nordeuropäischen Einzelproblemen aus nordischem Schrifttum weniger Vertrauten schwierig, Anknüpfungspunkte an Einzelfragen aus dieser Literatur zu gewinnen. Als weiterer, äußerer Gesichtspunkt kam hinzu, daß das wichtigste dänische Buch in diesem Zusammenhang (G. Hatt: Landwirtschaft in der dänischen Vorzeit), auf welches auch Giere des öfteren hinweist, noch nicht in einer Weltsprache erschienen ist. Die an sich mit dem Autor des Buches verabredete Übersetzung durch mich steht noch aus, da bisher die Bemühungen, es in einem deutschen Verlage erscheinen zu lassen, noch zu keinem positiven Ergebnis geführt haben. So sei diese Gelegenheit einstuweilen ergriffen, um seinen Inhalt im Zusammenhang mit verwandten Beiträgen aus dänischer Feder etwas ausführlicher darzulegen, zumal verwandte Probleme auch in der deutschen Geographie eine Rolle spielen.

Gudmund Hatt hatte sich in Zusammenarbeit mit dem dänischen Nationalmuseum mit Ausgrabungen vorgeschichtlicher Wohnplätze, vornehmlich in Jütland, schon seit mehreren Jahren befaßt und darüber eine ganze Reihe von Einzelabhandlungen und Fundberichten veröffentlicht [3—17]. Die Ergebnisse dieser vielfährigen Tätigkeit liegen in einem Buche vor [2], das 1937 in Kopenhagen in dänischer Sprache erschienen ist. Wir können daher der Einfachheit halber darauf verzichten, hier die älteren vorausgegangenen Einzelschriften besonders heranzuziehen. Von ihnen ist für den des Dänischen Unkundigen am leichtesten benutzbar [10]. Wir folgen in der stofflichen Gliederung in der Hauptsache Hatts eigener Einteilung in seinem Buche, indem wir uns auf die geographisch wichtigsten Abschnitte beschränken. Zum Verständnis der zeitlichen Einordnung der einzelnen landwirtschaftlichen Funde habe ich im Anhang eine ausführliche entwicklungsgehistorische Tafel beigelegt. Sie ist zusammengestellt außer nach Hatts Angaben auch nach den Tabellen, welche Braun [18], Nordmann [19], Jessen und Lind [20] sowie R. Jessen selbst [21] veröffentlicht haben. Mit der Beschränkung auf diese Autoren ist gleichzeitig die Gewähr gegeben, daß tatsächlich nur die auf Dänemark allein bezüglichen Datierungen zu Worte kommen. Dies erscheint mir notwendig, da Abweichungen derartigen Schemata bei anderen Autoren sehr oft darauf zurückzuführen sind, daß ein aus anderen Bereichen gewonnenes Material zugrunde gelegt worden ist. Zwar differieren die Datierungen in den Tabellen der oben genannten Autoren auch untereinander gelegentlich, so daß sich ein Kompromiß nicht ganz vermeiden ließ und wohl auch in Zukunft kaum ganz wird vermeiden lassen, da noch zu viele Fragen der zeitlichen Einordnung ungeklärt bleiben. Immerhin handelt es sich bei den herangezogenen Publikationen durchweg um solche aus neuerer Zeit ¹⁾.

1. Der Anbau. In Dänemark herrschte in der Zeit zwischen 9000 und 3000 etwa v. Chr. als Jägerkultur die mesolithische Mullerupkultur. Sie hat durch ihre Funde gezeigt, daß gegen 6000 v. Chr. etwa in den dänischen Wäldern Reh, Hirsch, Wildschwein, Elch, Auerochse, Wiber, Dachs, Baummartler, Wildkatze, Fuchs und Igel gejagt und verzehrt wurden. Diese vielseitige Jagdbeute wurde nur in geringem Maße durch Vogelwild ergänzt. Hinzu kamen noch als einziger bisher nachgewiesener Fisch der Hecht sowie ferner die Sumpfschildkröte. Als einziges Haustier stand dem Mullerupmenschen damals nur der Hund schon zur Verfügung. Von einem Anbau war in dieser Zeit noch nichts zu spüren. Die vegetabilischen Nahrungsmittel wurden durch Sammeltätigkeit gewonnen, was ebenfalls sowohl durch Funde wie durch pollenanalytisch begründete Analogieschlüsse wahrscheinlich gemacht werden konnte. Man hat nämlich bei diesen Wohnplätzen zum Teil große Haufen von Haselnußschalen gefunden. Früchte der gelben Leichrose kamen hinzu, sowie sicherlich eine Fülle von Beerenarten wie Johannisbeere, Kirsche, Schlehe, Eberesche, Blaubeere, Preiselbeere, Brombeere, Erdbeere und Hagebutte.

Das betonte Vorkommen von Haselnüssen nimmt nicht Wunder, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in diese Zeit das durch fossile Funde im gesamten Norden reichlich belegte kräftige Vordringen der Hasel weit jenseits der heutigen Haselgrenze fällt. Wir befinden uns, nach R. Jessen [21], zu dieser Zeit in Dänemark im Übergangsgebiet zwischen dem Kiefernwald der Anchlussperiode und dem von Süden her vordringenden Eichenmischwald, der dann mit Abschluß der festländischen Anschlusszeit auch von Dänemark Besitz ergreift. Die Sommer waren während dieser Übergangszeit, bevor die Vitorinatansgression einsetzte, schon so warm wie heute etwa, während die Winter vermutlich noch kühler waren. Jessen bezeichnet den Übergangsgürtel zwischen dem weichenden Kiefern- und dem vordringenden Eichenmischwald als den ganz charakteristischen Sitz eben dieser Jägerkultur der Mullerupleute, die im allgemeinen als epipaläolithisch bzw. mesolithisch betrachtet wird. Die sowohl bei Jessen selbst [21; S. 55] wie auch bei Nordmann [19; S. 99] abgebildete Karte der Anschlusszeit vermittelt eine Anschauung von den festländischen Verhältnissen dieser Epoche, in der die gesamte südliche Nordsee und westliche Ostsee landfest waren, bezeugt durch Funde untermeerischer Stubben und Moore. Es war dies die günstigste Zeit hinsichtlich Klima und topographischer Bedingungen für Einwanderungen großen Stils. Selbst wenn, was durchaus möglich ist, in der westlichen Ostsee flachere Seebeden noch erhalten geblieben seien, so würden sie in den damaligen, noch recht festländisch-kalten Wintern als eisbedeckte Flächen weder dem Menschen selbst noch der Verbreitung pflanzlicher Samen nennenswerte Hindernisse entgegengestellt haben. Wahls [22] ist in einer älteren Arbeit sogar noch weiter gegangen, indem er den für jene Zeit als wahrscheinlich angenommenen festländischen trockenen winterlichen Südostwinden einen wesentlichen Anteil bei der Verbreitung mitteleuropäischer Pflanzenjamen nach Dänemark hin beimißt. Diese Rekonstruktion Wahls ist auch heute noch ebenso plausibel,

¹⁾ In der entwicklungsgehistorischen Tabelle in meinem Beitrag im Handbuch der Geogr. Wissenschaft, Band Nord- und Westeuropa, S. 426, sind versehentlich einige Unstimmigkeiten stehen geblieben, die entsprechend den Angaben der Tafel dieses Aufsatzes bzw. der im gleichen Bande S. 475 von mir wiedergegebenen Tabelle richtig zu stellen sind.

müssen wir doch dem in der Anschlusszeit noch vorhandenen Eisdeckenrest in Innerschweden zumindest für die Zeit der damaligen Winter eine nicht unbeträchtliche kontinentalisierende Wirkung auf Klima und speziell die Winde zuerkennen.

Aus einem 30 km nordwestlich von Esbjerg auf Nordseeboden angetroffenen Moor, unmittelbar bevor dieses von der ziemlich plüßlich hereinschneidenden Vitorina(Tapes-)transgression übersutet worden war, gibt Jessen eine Pollenanalyse an, die die charakteristischen, in der Übergangszeit zwischen Kiefern- und Eichenmischwaldzeit, also zwischen borealer und atlantischer Periode herrschenden Bestandsverhältnisse zeigt: Pinus 31 vH, Alnus 30 vH, Quercus 14 vH, Corylus 14 vH, Betula 12 vH, Ulmus 6 vH, Tilia 2 vH, Salix 2 vH und Picea 2 vH. Das kommt einem $\frac{Q}{P}$ Index von 0.7 gleich. Die pollen-

ordnung der verschiedenen, zur Mullerupkultur gerechneten Funde in Dänemark hat ergeben, daß sie sämtlich in jene Zeit fallen, als der Index des Eichenmischwaldes (also Eiche + Ulme + Linde : Kiefer) von 0.0 auf 0.5 stieg. Die einzelnen Funde weisen im einzelnen durchaus verschiedene Indexzahlen innerhalb dieser Grenzen auf, so daß mit diesem Argument schon betont wird, daß die Gleichzeitigkeit der Mullerupfundplätze nicht buchstäblich zu nehmen ist. Sie heben sich aber pollenanalytisch gemessen allesamt sehr deutlich ab gegen die nachfolgenden Rössenmüddinger, die nicht ganz zutreffend so genannten Abfallhaufen der Erteböllezeit, die mit dem belgischen Campignien gleichzusetzen ist. Die Rössenmüddinger werden nämlich von einem Eichenmischwaldindex von 2.0 begleitet! Das ist voll entwickelter Eichenmischwald, in dem die Kiefer nur mehr die Hälfte des Eichenmischwaldpollens lieferte gegenüber mehr als dem Doppelten in der vorausgegangenen Mullerupzeit.

Schlagartig setzt dann mit Beginn der jüngeren Steinzeit Getreidebau und Viehzucht ein, etwa im 3. Jahrtausend v. Chr., und zwar ohne jede fundmäßig belegten entwicklungsgehistorischen Übergänge. Weizen und Gerste sind als Getreidepflanzen vorhanden; Horwich, Schweine und Schafe wurden gehalten. Zwar ist es nicht unbedingt notwendig anzunehmen, so meint G. Hatt, daß diesen gemeinsamen ersten Auftreten von Anbau und Viehzucht auch ein kausaler Zusammenhang entsprechen müsse — Getreidebau ist auch ohne Viehzucht möglich —, aber aus den Rössenmüddinger, die in reicher Zahl untersucht worden sind, fehlen Spuren von Getreidepflanzen vollkommen. Wir dürfen aus dem Überwiegen von jagdlichen Resten gegenüber solchen vegetabilischer Nahrung in den Zeiten vor Beginn des Getreidebaus in Dänemark nicht etwa den Schluß als hindern betrachten, daß Jagderzeugnisse in der Ernährung überwogen, vielmehr kann durchaus das Sammeln von Beeren, Nüssen und anderen Früchten einen so entscheidenden Umfang besessen haben, daß es sogar die Jagd in ihrer Bedeutung für die Ernährung der Mullerupleute überwog, nur konnte der Natur der Sache nach von der Sammeltätigkeit keinerlei Spur übrig bleiben, während dies durch die Knochen der Beutetiere stets der Fall war. Die große Zahl von Haselnußschalenhaufen legt dieses Bedenken nahe.

Abdrücke von Samenkörnern in Tonscherben oder gar Reste gebrannten Getreides boten die wichtigsten Anhaltspunkte für die Rekonstruktion des vorgeschichtlichen Getreidebaus in Dänemark. Diesen Forschungszweig hat in Dänemark G. L. F. Sarauw ausgebaut. Die bisherigen Ergebnisse können in Zusammenfassung der einzelnen Angaben bei Hatt folgendermaßen zusammengefaßt werden:

a) In der jüngeren Steinzeit waren zuerst Weizen- und Gerstearten bekannt; b) in der älteren Bronzezeit, 1500—800 v. Chr., sind infolge Mangels von Tongefäßfunden lediglich begrannete Gerste und Knöterich nachweisbar, letzterer möglicherweise zunächst als Unkraut; c) aus der folgenden jüngeren Bronzezeit, 800—400 v. Chr., ergibt sich ein sehr vielgestaltiges Anbaubild, indem außer Weizen und vornehmlich Gerste vor allem Knöterich, Hirse, Hafer, Erbsen und als Unkraut Flughäfer (*Avena fatua*) erscheinen; d) die vorrömische Eisenzeit, 400—0 v. Chr., bringt dann gehäufte Knöterichfunde neben geringeren Mengen von Gerste, Weizen und Hirse. Es ist denkbar, daß es sich bei dem Knöterich im Laufe der Zeit um regelrechten Anbau gehandelt hatte, worauf noch zurückzukommen sein wird. e) Die ältere römische Eisenzeit, 0—200 n. Chr., zeigt dann eine weitere Umlagerung des Anbaubildes, indem nunmehr erstmals der Roggen in Erscheinung tritt neben der Gerste, Knöterich, Hafer und in geringem Maße Weizen und Erbsen. f) Die jüngere römische Eisenzeit oder Völkerwanderungszeit, 200—500 n. Chr., brachte zahlreiche Funde begranneter Gerste, die häufiger ist als die ebenfalls auftretende Nackterste, daneben Hafer, Roggen, Knöterich sowie als Textil- und Dfipflanze den Flach. Hinzu kommt (nach Jessen und Lind) auch die Pferdebohne, zu damaliger Zeit sicher wichtiges menschliches Nahrungsmittel. g) Aus der nachrömischen Eisenzeit, 500—800 n. Chr., sind nur spärliche Funde von Gerste und Roggen bekannt geworden, desgleichen h) aus der Wikingerzeit, 800—1000 n. Chr.

Zu dieser Aneinanderreihung in chronologischer Folge sind nun folgende Ausführungen zu machen. Der Getreidebau beginnt mit primitiven Weizenarten, und zwar Emmer und Einkorn, deren Ähre beim Dreschen leicht auseinanderfällt. Anfangs ist Emmer in allen Funden sehr verbreitet gewesen,

wurde aber in der Bronzezeit seltener, um dann später ganz zu verschwinden. Bis auf Volland-Falster und Bornholm waren auch Zwergrweizen und gewöhnlicher Weizen anfangs überall vorhanden. Der sehr winterharte Zwergrweizen hat sich sogar im benachbarten Mittelschweden bis ins 19. Jahrhundert noch gehalten.

Die Gerste, die schon in der jüngeren Steinzeit zusammen mit den Weizenarten auftrat, wurde danach Hauptgetreideart, und zwar in begrannter wie nackter Form. Das auf Bronzezeit und frühe Eisenzeit beschränkte Auftreten der Hirse hat den Schluß nahegelegt, daß ihr Vorkommen hier im Norden damals durch den positiven Wärmeauschlag der subborealen trockenwarmen Klimaperiode bedingt war. Der ebenfalls in der Bronzezeit einsetzende Hafer konnte sich späterhin infolge seiner Vorliebe für feuchte Sommer besser behaupten, als die subatlantische, kühlere und wohl auch feuchtere Klimaperiode einsetzte. Auch der erst um Christi Geburt einsetzende Roggen eignete sich, so argumentiert Hatt, für das subatlantische Klima besser. Das gleiche ist von den Knötericharten zu sagen, die ebenfalls im feuchten ozeanischeren Klima üppig gedeihen. Ursprünglich wohl nur geduldetes Begleitunkraut hat man dann aus der Not eine Tugend gemacht, indem die Früchte dieser Pflanze auch zur Nahrung herangezogen wurden. Noch im 19. Jahrhundert ist Knöterich gelegentlich in Deutschland zu Grütze verwendet worden. Ähnliches gilt vom weißen Gänsefuß. Auch dieser ist bis in die Neuzeit stellenweise verwendet worden. Seine Früchte haben zwar den Vorteil, mehl-, eiveiß- und fetthaltig zu sein; jedoch wurde dieser Vorteil eingeschränkt durch die stark abführende Wirkung.

In Ginderup in der Landschaft Thy (Nordwestjütland) hat Hatt einen besonders in dieser Hinsicht ergebnisreichen Wohnplatz ausgegraben und beschrieben. Danach waren dort die Gerstefelder — es handelt sich um die römische Eisenzeit — mit Hafer gemengt, auch Unkraut mußte reichlich dazwischen gestanden haben. Außerdem sind Samen vom Färberwaid nachgewiesen, der bis in das 19. Jahrhundert hin sich stellenweise trotz der Konkurrenz des Indigo erhalten hat. Eine Ölsamen liefernde Pflanze war der Lein-Dotter, und man hat wohl das Brot damals mit Ölfrüchten von Lein-Dotter und Flachs schmackhafter gemacht. Spörgel und Hafer wurden vermutlich als Futterpflanzen gebaut. Die Gerstenarten, begrannete und nackte, wurden nicht voneinander getrennt gehalten. Heutzutage hat sich die Nacktgerste in dem weiten Gebiet von Mittelasien bis zum Mittelmeer noch als Anbaupflanze erhalten. Man hatte in Ginderup das Getreide in großen Gefäßen aufbewahrt, die ziemlich schwer und unregierbar waren. Sie wurden nach dem Siloprinzip benutzt, indem das eingefüllte Getreide unten durch einen Spund abgezapft werden konnte. Die Flachsfunde von Ginderup weisen zusammen mit anderen darauf hin, daß diese Pflanze vorzugsweise in Jütland angebaut worden war.

Mit dem Getreide folgte das Unkraut nach Dänemark. Jessen und Lind [20] haben sehr eingehend die Einwanderungsgeschichte der zahllosen Unkräuter aufgeklärt und dabei übrigens ihrerseits die Entwicklung der dänischen Landwirtschaft sowie überhaupt die postglaziale landeskundliche Entwicklung ausführlich diskutiert. Wir haben danach allen Grund zu der Annahme, daß die vorzeitlichen Getreidefelder sehr unrein und die Erträge niedrig waren. Vielleicht können urkundliche Nachrichten aus dem Mittelalter einen gewissen Maßstab vermitteln, denn es ist nicht anzunehmen, daß etwa die vorgegeschichtlichen Getreideerträge womöglich über den mittelalterlichen gelegen haben, eher ist das Umgekehrte wahrscheinlich. Noch in der Zeit Christians IV. (um 1600) erreichten die Durchschnittserträge nur etwa 20—25 vH der heutigen. Und noch 1802 beklagte sich ein Norweger darüber, daß das von Dänemark zu liefernde Getreide, „das Zeug, mit dem man Norwegen versah“, nach einer gewissenhaften Probe, die als Roggenausaat versandt worden war, folgende Zusammensetzung aufwies: 38 vH Trespengras, 32 vH Roggen, 4 vH Kornrade, 2,5 vH Erbsen, 2 vH Hafer, 2 vH Weizen, 1 vH Gerste, 1 vH Wicke und volle 17,5 vH zusammengesetzte Spreu vom Kornboden! (nach Jessen und Lind, S. 87). Getreideprobieren aus der Gegenwart haben dagegen für Dänemark sogar nur 0,1 vH Unkraut ergeben, während man in Deutschland vor dem Weltkrieg noch etwa 1 vH an Unkraut finden konnte.

Die Einführung des Getreidebaues bedeutete eine Kulturleistung von allergrößter Tragweite, und man wird vollkommen Hatt zustimmen, wenn er sagt (in Übersetzung, S. 35): „Zwischen dem ackerbaulosen Zustand der älteren Steinzeit und dem Landbau der älteren Eisenzeit liegt eine reichere und tiefergreifende Kulturentwicklung als man — in bezug auf die Landwirtschaft — während des ganzen langen Zeitraumes, der die ältere Eisenzeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts trennt, nachweisen kann“. Diese Feststellung fordert aber nun zu einer Diskussion der Herkunft des Getreidebaues in Dänemark bzw. der Natur der durch Funde nachgewiesenen Änderungen heraus. Die Änderungen bestanden ja nicht nur in einer fortschreitenden Erweiterung der Artenzahl der Nutzpflanzen, sondern zum Teil auch in einem Verschwinden anfangs verwendeter Arten. Einheimische wilde Pflanzen hat man nicht gezogen, wenigstens ursprünglich nicht, denn solche treten erst später auf wie z. B. Knöterich-

arten oder Flughafer u. a. Das sprunghafte Einsetzen des Getreidebaues in Dänemark, und zwar etwas später als in süowesteuropäischen Bereichen, weist schon auf den Einfluß von Einwanderungen fremder Volksstämme hin. Hatt denkt hier besonders an die Megalithstämme, die eine relativ eng begrenzte Verbreitung um die westliche Ditsche mit dem Kern in Dänemark aufweisen und nach ihm vermutlich aus Westeuropa gekommen sind. Sie haben den Ackerbau bis nach Schweden gebracht. In Südjütland traten ziemlich gleichzeitig damit andere Stämme auf, nämlich das Einzelgraber- oder Streitarttvolk, genannt nach den typischsten Eigenarten der Funde. Bemerkenswert ist nun, daß die Weizenarten vorwiegend im Bereich der Megalithiker, die Gerste dagegen bei den Streitarttleuten zu finden waren. Aus der Vermischung der Urbevölkerung mit Megalithikern und Streitarttleuten erwuchs dann das dänische Volk und damit auch dänische Volkskultur, so betont Hatt.

Als die Getreidearten in Dänemark so plötzlichen Eingang fanden, waren sie als Nutzpflanzen bereits voll entwickelt. Die Herkunftsgebiete liegen fast ausnahmslos weit außerhalb Dänemarks. Hatt stützt sich bei dieser Angabe auf die Forschungen von Babilov, der auf Grund der erblichen Variabilität folgende Heimatgebiete annahm: Zwergweizen, gewöhnlicher Weizen — Afghanistan, Turkestan, Nordwestindien; Emmer — Nordafrika, Aegypten; Einkorn — Kleinasien; begrannte Gerste — Aegypten; nackte Gerste — Südostasien; Hafer — an mehreren Stellen als Unkraut in verschiedenen Arten; Roggen — Kleinasien, Persien, Armenien, ebenfalls zunächst als Unkraut, erst später in feuchterem Klima als Nutzpflanze gebaut; Flachs — Nordafrika, Südwestasien, und zwar zunächst als Öl-pflanze, erst in nördlicheren Ländern auch als Textilpflanze verwertet. Es kann daher auf Grund dieser Argumentation aus den vorgeschichtlichen Funden Dänemarks nur bestätigt werden, daß der Getreidebau sich auf diesem nördlichen Boden nicht ursprünglich entwickelt hat, sondern ein Mitbringel einwandernder Neolithiker war. Und schon für das Neolithikum in Dänemark gilt Hatts Feststellung (S. 42): „Die Abhängigkeit der Menschen von den Kulturpflanzen ist groß; aber die Abhängigkeit der Kulturpflanzen vom Menschen nicht minder.“

Man könnte einwenden, daß das plötzliche Auftreten des Getreidebaues nur deswegen so hervortritt, weil das vorausgegangene Mesolithikum im allgemeinen recht fundarm ist und man infolgedessen zu dieser Frage überhaupt nicht Stellung nehmen könnte. Dieses Argument kann man aber für Dänemark mit seinen besonders reichen mesolithischen Fundplätzen (Mullerupkultur, Aertebölle) nicht gelten lassen (in diesem Zusammenhang sei der Klarheit halber noch erwähnt, daß Hatt noch von Paläolithikum spricht, wenn von den nach Jessen epipaläolithischen und Nordmann mesolithischen Fundplätzen die Rede ist). Anderswo hat das Mesolithikum tatsächlich bereits Hinweise auf Getreidebau geliefert, wie in Frankreich z. B., worauf Hatt besonders hinweist. Die Mullerupkultur sowie die Röttemuddinger der Aerteböllezeit gehören eben diesem Mesolithikum an und werden unmittelbar von neolithischen Funden gefolgt. Sie sind auch unter sich (nach Jessen) auf einen größeren Zeitabschnitt verteilt, wie Veränderungen in der Pollenzusammensetzung bewiesen haben. Wäre also der Getreidebau in Dänemark schon früher heimisch gewesen, so ist die Wahrscheinlichkeit, dies aus dem reichen Fundmaterial zu belegen, gerade in Dänemark groß. Das Fehlen solcher auf Landbau hinweisenden Kennzeichen bedeutet daher, daß Getreidebau und Viehzucht, vermutlich zusammen mit den notwendigen Geräten, im Neolithikum nach Dänemark gebracht wurden. Damit verbunden sind bereits Anzeichen einer regionalen Sonderung anthropogener Natur. Am auffallendsten ist nämlich, daß dem unterschiedlichen Fundinventar von Megalithikern und Streitarttleuten auch je eine charakteristische Anbauleitpflanze zugehören scheint, nämlich bei ersteren der Weizen, bei letzteren die Gerste.

2. Die Viehzucht. Die Viehzucht tritt im wesentlichen gleichzeitig mit dem Getreidebau in dänischen Funden auf, also im Neolithikum. Vorher, in der Mullerupzeit, gab es, wie schon erwähnt, als einziges zahmes Tier den Hund, dessen Knochen bei den Mullerupwohnplätzen gefunden worden sind. Es bleibt noch offen, ob seine Abstammung auf den Schafal, oder, was häufiger angenommen wird, auf den Wolf zurückgeht. Die Jagdkultur der Mullerupzeit — nach Nordmann mesolithisch — brach nun mit dem Auftreten des Getreidebaues nicht etwa urplötzlich ab, vielmehr setzte sie sich noch in das Neolithikum hinein begleitend und allmählich zurückgehend fort.

Es ist nun wiederum merkwürdig, daß alle drei wichtigsten Hausviehart: Rind, Schwein und Schaf gleichzeitig auftreten und daher ebenso den Grund nahelegen, eingeführt zu sein. Aber gerade hierbei ist die von Natur aus gegebene Möglichkeit einer Zähmung an Ort und Stelle nicht von der Hand zu weisen, insofern nämlich, als wir das Hauschwein auf das Wildschwein Mitteleuropas und das Rind auf den Auerochsen oder eine ausgestorbene Brachycerosart zurückführen können. Der Nachdruck wird daher weniger auf dem Vorhandensein des züchterischen Ausgangsmaterials als vielmehr auf der Kunst des Züchtens liegen. Diese letztere scheint offenbar zusammen mit dem Getreidebau gekommen zu sein.

Die neolithischen Haustiere waren ziemlich groß; ihre Größe nahm jedoch später dauernd ab, bis es sich im Mittelalter nur um kleine, unansehnliche Tiere handelte. Erst danach war die züchterische Kunst des Menschen so weit fortgeschritten, daß die Größe der Haustiere wieder zunahm bis auf unsere Tage. Das lag zum Teil wohl auch daran, daß der Zwang zur Stallfütterung, der mit der Klimaver schlechterung in der subatlantischen Zeit sich einstellte, von den damaligen Bauern vorerst noch nicht ohne Schaden gemeißelt werden konnte.

Kennzeichnend für die mittelalterlichen Viehzuchtverhältnisse sind die Angaben, die P. Nörlund [23; S. 49] bezüglich der Viehzucht der Wikinger in Südwestgrönland machte, und bei denen er isländische Quellen zu Rate zieht. Obwohl die Naturbedingungen in Dänemark zur gleichen Zeit selbstverständlich wesentlich günstiger waren als in jenen polaren Randländern, in denen Getreidebau ja für die Viehzucht nicht herangezogen werden konnte, vermögen sie doch ein Bild zu geben, das von zeitgenössischen mittelalterlichen Berichten aus Nordeuropa durchaus unterstützt wird. Nörlund schreibt: „Das meiste von dem, was an Heu geerntet werden konnte, erhielten die Kühe. Pferde, Schafe und Ziegen mußten sich den größten Teil des Winters tagsüber draußen kümmern, und nur das Milchvieh bekam regelmäßig in den warmen Ställen sein Futter. Selbst mit dieser Einschränkung wurden für den Winterbedarf eines Hofes große Mengen benötigt. — Mit einer Sache muß man noch rechnen: das Stallfutter hat mit Mühe und Not zu der allerknappsten Hungerfütterung ausgereicht. Überall in den nordischen Ländern, im Mittelalter auch in Dänemark, war es so, daß die armen Tiere den letzten Teil des Winters hungerten und schließlich so ermattet waren, daß sie beim Anbruch des Frühjahres aus dem Stall getragen werden mußten. — Die kärgliche Fütterung führte indessen dazu, daß die Kühe und die übrigen Milchtiere den Winter über nur sehr wenig Milch gaben. Die Hauptmilchmenge wurde im Sommer produziert, während die Tiere auf der Weide waren, und da es scheinbar keine eigentliche Sennwirtschaft gab, muß alles Milchvieh, Ziegen, Schafe und Kühe, von Hirten und ihren Hunden auf den Berghängen in der Nähe der Höhe gehütet worden sein, um zu den Melkzeiten in die Melk Coppeln am Rande der Hauswiese getrieben zu werden.“

Schon in der Steinzeit war der Zweck der Viehhaltung ein dreifacher: Fleischertrag, Milchertag und Pflugvorspann. Das Vieh wohnte mit den Menschen unter einem Dach, und zwar bei den Eisenzeit häusern unter dem östlichen Ende (vgl. den Abschnitt Haus und Dorf).

Die Funde haben ergeben, daß zuerst, nämlich wie erwähnt schon zur Zeit der mesolithischen bzw. epipaläolithischen Mullerupkultur der Hund als Haustier vorhanden war. Zu Beginn der jüngeren Steinzeit kamen Rindvieh, Schwein und Schaf hinzu. Im Verlaufe der jüngeren Steinzeit ist dann auch die Ziege als Haustier aufgetreten. Das Pferd erscheint gegen Ende der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit. In der Eisenzeit schließlich gesellen sich Hühner und Katzen hinzu.

Hatt mißt der subatlantischen Klimaver schlechterung sowohl für die Viehzucht wie auch mittelbar für den gesamten Anbau eine große Bedeutung bei. Die Bauern mußten dadurch zur Stallfütterung übergehen, und zwar hauptsächlich wohl deswegen, weil die Winter schneereicher wurden und damit dem Vieh nicht mehr in dem Maße freie Weide offen ließen, auf die es im Winter, wenn Frischlaub nicht mehr zur Verfügung stand, im Freien ausschließlich ankommen mußte. Die Gewinnung von Heu, Viehfutter und Laubheu bedeutete insgesamt eine Intensivierung nicht nur nach der technischen Seite, sondern auch nach Art und Ausdehnung des Anbaues. Man brauchte vollkommene Geräte, man war durch die Stallfütterung stärker ortsgelunden, man mußte dem reinen Nahrungsgetreidebau auch Futterpflanzenbau anschließen, man mußte schließlich überhaupt die Heugewinnung mit allen damals zu Gebote stehenden technischen Mitteln fördern, wofür in erster Linie eine leistungsfähige eiserne Sense in Betracht kam. Hatt meint daher: „Vielleicht hat die Klimaver schlechterung in der älteren Eisenzeit dadurch, daß sie die Bauern zur Stallfütterung des Viehs zwang, einen wesentlichen Anteil an der Intensivierung des Ackerbaues.“ Aus den vorher erläuterten Gedankengängen kann man diesem Schluß wohl zustimmen. (Schluß folgt)

Neuregelung des Geologiestudiums. Die Anforderungen, die Staat und Wehrmacht an die von ihnen zu übernehmenden Geologen stellen, machten es erforderlich, das Geologiestudium auf eine feste und allgemeine Grundlage zu stellen. Das Reichserziehungsministerium hat vom 1. April 1941 ab das Geologiestudium durch eine Studien- und Diplomprüfungsordnung für Studierende der Geologie künftig mit der Diplom-Geologen-Hauptprüfung abgeschlossen. Die Studienordnung ist so abgefaßt, daß sie nicht nur den Anforderungen der Hochschule, sondern auch den Bedürfnissen der Wehrmacht und der Reichsstelle für Bodenforschung entspricht.

GEOGRAPHIE IM RAHMEN DER WEHRBETREUUNG EINDRÜCKE VON EINER VORTRAGSREISE IN WESTFRANKREICH

von FRANZ KUPFERSCHMIDT

In ganz anderem Maße als der Weltkrieg erfaßt der Kampf gegen das Britische Imperium alle Lebensbereiche des deutschen Menschen. Der totale Charakter dieses Krieges zeigt sich nicht nur in der restlosen Verwertung aller wirtschaftlichen Hilfsquellen, die deutscher Boden und deutscher Geist der Kriegführung zur Verfügung stellen, sondern vor allem auch in der einheitlichen geistig-seelischen Ausrichtung des gesamten Volkes auf den Kampf um unser Lebensrecht. Besonders der Soldat an der Front muß wissen, wofür und gegen wen er kämpft, muß bewußt den Schicksalskampf unseres Volkes erleben und in seiner Einsatzbereitschaft gestärkt werden durch Aufklärung über die tieferen Ursachen dieses Kampfes und über die Probleme, deren endgültige Lösung er bringen soll.

Die besonderen Formen dieses Krieges haben es bisher mit sich gebracht, daß sich zwischen die stoßweise erfolgenden stärksten militärischen Anspannungen Zeiten der Bereitschaft einschieben. In diesen Perioden der Sammlung soll die Wehrbetreuung dafür sorgen, daß sich der Soldat von seinem oft ermüdenden Dienst, häufig in einer jeder Anregung baren Gegend, entspannt. Sie erschöpft sich aber nicht darin, ihm Unterhaltung zu schaffen oder ihm Fortbildung in seinem Zivilberuf zu ermöglichen. Sie ruft darüber hinaus seine seelisch-geistigen Kräfte an, um ihn reif zu machen für seine Mitarbeit am Gegenwartsgeschehen und ihn vorzubereiten auf die großen Aufgaben, die der kommende Frieden dem deutschen Menschen stellt.

Alle diese Aufgaben liegen umschlossen in drei Problemerkreisen: in der völligen Durchorganisation des deutschen Raumes, in der Neuordnung Europas, das unter Wahrung der deutschen Lebensinteressen zu einer kontinentalen Einheit zusammenzufügen ist, und in der Beteiligung Deutschlands an der Verwaltung der Rohstoffvorräte der Erde oder mit anderen Worten in dem Wiedereintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte. Verständnis für diese weitreichenden Ziele ist nur zu gewinnen durch eine genaue Kenntnis ihrer geographischen Grundlagen. Es müssen die Bedingungen erörtert werden, unter denen das deutsche Volk die ihm von Natur und Geschichte gegebene Landschaft zur deutschen Kulturlandschaft umgeschaffen hat, es muß Einblick gewährt werden in die Mängel, die dieser „Lebensraum“ aufweist, und es müssen schließlich die Wege gezeigt werden, wie durch Anschluß von europäischen Austausch- und kolonialen Ergänzungsräumen die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes sichergestellt werden können. Dabei müssen diese Räume selbst, ihre Problematik und ihre notwendige Planung einer geographischen Untersuchung unterzogen werden. Die Betrachtungsweise wertet dabei die geographischen Tatsachen unter dem Gesichtspunkt ihrer Beziehungen zum deutschen Lebensraum. Die Geographie wird damit zu einem Fundament politischer Willensbildung und zu einem Grundbestandteil der wehrgeistigen Führung.

Diese Erkenntnis von der Notwendigkeit geographischer Unterbauung der Wehrbetreuungsarbeit ist auch den für diese Arbeit verantwortlichen militärischen Dienststellen nicht unbekannt. So hat eine Kommandobehörde der Luftwaffe im besetzten Frankreich an den Anfang und in den Mittelpunkt ihrer wehrgeistigen Schulung den Begriff „Deutschland“ gestellt. „Aus den Gegebenheiten der natürlichen Lage im Herzen Europas und aus den geschichtlichen Tatsachen heraus muß mit unerbittlicher Klarheit das neue deutsche Weltbild geformt werden, das alle wesentlichen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und der Welt berücksichtigt,“ heißt es in einer Ausführung über das Ziel der wehrgeistigen Führung. Gewisse Schwierigkeiten bietet aber die praktische Organisation der wehrgeistigen Schulung. Bei militärischen Einheiten, die zusammengefaßt sind, wird der Dienstplan leicht Gelegenheit bieten, wöchentlich oder sonst nach Bedarf eine Stunde freizustellen, in der vor der geschlossenen Einheit geographisch-politische Gedankengänge von berufenen Fachleuten entwickelt werden. Anders ist es bei Einheiten, die durch die Besonderheit ihres Dienstes oft weit auseinandergezogen sind. Hier beschreitet die angeführte Dienststelle der Luftwaffe einen anderen Weg. Sie hat angeordnet, daß in den ihr unterstellten Einheiten Arbeitsgemeinschaften auf der Grundlage freiwilliger Beteiligung zu bilden sind. In diesen werden neben Fragen der Berufsbildung usw. auch allgemeinbildende Probleme behandelt, deren Themen von der vorgelegten obersten Dienststelle gegeben werden. Die Leiter der Arbeitsgemeinschaften, die aus zur Leitung derartiger Arbeiten besonders befähigten Angehörigen der verschiedensten Zivilberufe ausgewählt werden, sollen in kurzen Lehrgängen mit den Gedankengängen der vorgeesehenen Themen vertraut gemacht werden und diese dann in geeigneter Form weitergeben.

Mit der erstmaligen Durchführung solcher Lehrgänge wurde ich mit dem Historiker Prof. Dr. G. Franz (Jena) zusammen vom November bis Dezember 1940 betraut. Im Sinne der oben ange-

fürten gedanklichen Grundlagen war für den Historiker „der Kampf zwischen Frankreich und Deutschland um das Grenzland im Westen, der die zu Ende gehende Geschichtsepoche beherrscht hat“, zu behandeln, ich hatte als Geograph „über die Notwendigkeit und den Umfang des deutschen Lebensraumes“ zu unterrichten. Organisatorisch wurden die Lehrgänge so durchgeführt, daß am Standort einer höheren Dienststelle die Teilnehmer aus unterstellten und zugeteilten Einheiten zusammengezogen wurden. Deren Zahl schwankte zwischen etwa 25 und 90. Ihrer Zivilstellung nach waren es Angehörige wissenschaftlicher, kaufmännischer und handwerklicher Berufe ohne Rücksicht auf ihren militärischen Rang. Jeder Lehrgang umfaßte je vier Vorträge des Historikers und des Geographen. Anschließend an jeden etwa 45 bis 60 Minuten dauernden Vortrag fand eine ebensolange, meist sehr ergiebige Aussprache über verbliebene Unklarheiten oder weiterführende Einwürfe statt. Für den Geographen war die Aufgabe nicht ganz leicht, ein sehr weitreichendes Thema vor einer Zuhörerschaft, die im allgemeinen nur wenig mit geographischen Gedankengängen vertraut und ganz unterschiedlich vorgebildet war, knapp zusammenfassend abzuwandeln. Von einfachsten geographischen Tatsachen, die durch Lage, Abgrenzung, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerungszusammensetzung Deutschlands gegeben sind, wurde ausgegangen, wobei, wie bereits erwähnt, stets nicht nur eine einfache Darstellung, sondern zugleich auch eine Deutung und Wertung der Gegebenheiten erfolgte. Der zweite Vortrag beschäftigte sich dann mit der Ausgestaltung Mitteleuropas als deutschen Lebensraumes. Ausgehend von den historischen Tatsachen des Besiedlungsganges und seiner geographischen Zeitlinien, wurden die Nutzung des deutschen Bodens durch Land- und Forstwirtschaft, die Verwertung der Bodenschätze und die Erschließung des Raumes durch Verkehrslinien erörtert. Daran schlossen sich Hinweise auf die Mängel, die der Raum hinsichtlich Ausdehnung, Siedlungskapazität und Versorgung mit lebenswichtigen Gütern für die Ernährung und die Betätigung der Bewohner zeigt, und auf die Versuche, diese durch Schaffung von Austauschstoffen und Anknüpfung an Ergänzungsräume zu beheben. Der dritte Vortrag behandelte die europäischen Austauschräume, die Handels- und Verkehrsbeziehungen, die Deutschland zu ihnen hat, und die Bedeutung einer neuen europäischen Raumordnung für die Lebensfähigkeit des deutschen Volkes. Der vierte Vortrag endlich ging abschließend auf die Notwendigkeit der Erwerbung kolonialen Ergänzungsräumens ein, wobei die koloniale Tradition und die zu erwartenden kolonialen Aufgaben besondere Berücksichtigung erfuhren.

Die Aufnahme der Vorträge bei den Lehrgangsteilnehmern und deren Beteiligung an den anschließenden Aussprachen bewiesen, daß der von der Kommandostelle eingeschlagene Weg der Wehrbetreuung Erfolg hatte. Es zeigte sich, daß in der Truppe das starke Bedürfnis vorhanden war, wissenschaftliche Grundlagen für das Miterleben des Gegenwartsgeschehens zu erhalten und Gelegenheit zu finden, gefühlsmäßige Einstellung zu den Problemen der Zukunftsgestaltung durch wissenschaftliche Tatsachen erhärtet zu sehen.

Für die Vortragenden ergaben sich aus der Mitarbeit an der Wehrbetreuung die verschiedensten Anregungen. Die herzliche, kameradschaftliche Gassfreundschaft, die ihnen von den einzelnen Dienststellen geboten wurde, stärkte das Gefühl der unverbrüchlichen Verbundenheit der Front und der Heimat. Das Zusammensein mit den Männern, die gegenwärtig mittelbar oder unmittelbar Hauptträger des Kampfes sind, lehrte die souveräne Überlegenheit kennen, die sie völlig kompromißlos der Entscheidung in diesem Kampfe entgegensehen läßt. Für den Geographen waren neben dem methodischen Gewinn naturgemäß noch die Eindrücke von der Landschaft von besonderer Bedeutung, die ihm die oft stundenlangen Fahrten im Wagen von einem Vortragsort zum anderen vermittelten. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war die Wetterlage nicht allzu „armorikanisch“, so daß sie die Beobachtungen nicht wesentlich einschränkte. Durch die Einförmigkeit der wenig modellierten armorikanischen Faßebene, die ihre Gliederung vorwiegend durch die heckenartigen Erdwälle und Baumreihen erhält, die die Besitzverhältnisse am genutzten Boden andeuten, führte der Weg. Ab und zu wurde er abwechslungsreicher durch das schärfere Relief, das sich manch kleiner Fluß aus dem Massiv herausmodelliert hat, oder durch den Wechsel zwischen der Vegetation der vorwiegend weidwirtschaftlich genutzten Flächen, den Rudimenten des altekeltischen Eichenwaldes und den Ginster- und Heideflächen im nordwestlichsten Betreuungsggebiet. Die interessante Mannigfaltigkeit der Küstenentwicklung und die starken Gezeitenunterschiede konnten ebenfalls im Vorübergehen beobachtet werden. Eindrucksvoll waren die Wahrnehmungen, die sich auf die Wirksamkeit der Menschen in diesen alten Kulturlandschaften bezogen. Die Feldsteinhäuser der dicht geschartten kleinen Dorfsiedlungen, die ragenden Dome in den Städten, die vorzüglich gehaltenen Hauptverkehrsstraßen, die Apfelbaumkultur — aber auch die Vernachlässigung der Bodennutzung, die übertrieben extensive Bewirtschaftung der ausgedehnten Weideflächen, die kulturbedingte Waldarmut und der leise Hauch des Verfalls und der Kulturmüdigkeit, der über den Siedlungen und dem Volkstum liegt — all diese Augenblicksbilder konnte man seinen wissenschaftlichen Erinne-

rungen eingliedern. Es war sehr aufschlußreich, wenn man in den Lehrgängen die deutsche und diese nordwestfranzösische Kulturlandschaft vergleichend gegenüberstellte und die Teilnehmer zu eigenem Schauen und selbständigen Schlußfolgerungen anregen konnte — auf der einen Seite überall Züge der Überreife oder Rückentwicklung, zumindest des Zurückgebliebenenseins, morphologisch, kultur-geographisch¹⁾, völkisch, und auf der anderen der starke Impuls eines jungen, lebensbejahenden und Geltung heischenden Volkstums, das seine Landschaft zur Hergabe des Besten zwingt und seine Lebensforderungen den „Besitzenden“ entgegenhält.

Geographie im Rahmen der Wehrbetreuung zwingt zur Besinnung auf die Ziele der Geographie. Sie wird nicht die äußersten Folgerungen aus den Forschungsergebnissen ziehen — das ist die Aufgabe der wissenschaftlichen und praktischen Politik; aber sie kann und muß die Tatsachen liefern und die Wege weisen, die zur Formung eines politischen Weltbildes führen.

MITTEILUNGEN DES REICHSSACHBEARBEITERS FÜR ERDKUNDE

1. In den Lehrplänen aller Schulgattungen ist mit Recht auf die Bedeutung der Schullandheimarbeit hingewiesen worden. Es darf mit Sicherheit erwartet werden, daß die Zeit nach dem Kriege eine Vertiefung und eine neue Würdigung dieses wertvollen Helfers bei der Erziehung und dem Unterricht unserer deutschen Jugend bringen wird. Es ist deshalb dringend notwendig, daß jetzt schon mit den vorhandenen Mitteln vorbereitende Arbeit für die Zeit nach dem Kriege geleistet wird. Bereits nach dem Jahre 1933 war es eine Selbstverständlichkeit, daß für die großen Aufgaben, die der deutschen Schullandheimbewegung gestellt wurden, eine Zeitschrift zur Seite stand, die diesem Aufgabenbereich im nationalsozialistischen Sinne sichert und darüber hinaus die praktische Arbeit durch neue Darstellungen und Vertiefungen ausrichtet. Die Zeitschrift des NSLB. für die Schullandheimbewegung wurde im Jahre 1935 auf diese neue Grundlage gestellt und hat die gestalteten Kräfte der neuen Erziehung im gewünschten Sinne zusammengefaßt. Mit dem 13. Jahrgang erschien im Januar 1941 das 100. Heft, dem der Reichsamtsleiter, Pg. Hansen, der Leiter der Verbindungsstelle des NSLB., Berlin, der Reichshauptstellenleiter, Pg. Hans Stricker, der Leiter der Abteilung Erziehung und Unterricht in der Reichswaltung des NSLB. und der Reichshauptstellenleiter, Pg. Arnold, der Leiter der Abteilung Presse und Propaganda in der Reichswaltung des NSLB., Geleitworte mit auf den Weg gaben. Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Fritz Wächtler, hat das Schullandheim als einen Wesensbestandteil der nationalsozialistischen Erziehungsschule gezeichnet. Außer ihm haben andere führende Männer im NSLB. sich im ähnlichen Sinne geäußert. Die Zeitschrift („Das Schullandheim.“ Monatschrift des Reichsfachgebietes für Schullandheime im Hauptamt für Erzieher, NSLB.; Herausgeber: Reichsfachbearbeiter Dr. R. Nicolai, Buchholz-Sachsen, Hauptschriftleiter: Dr. H. Sahrhage, Hamburg. Verlag H. Krohn, Bremen. Bezugspreis: Vierteljährlich RM. 1.—) kann allen Geographen, die die Schullandheimarbeit aus sachlichen und aus nationalsozialistischen Gründen immer warm fördern werden, dringend zur Durcharbeit empfohlen werden.

2. Neue Gaubezeichnungen. Durch Verfügungen des Führers sind die Gaue Saarpfalz und Koblenz-Trier mit neuen Namen versehen worden. Der Gau Saarpfalz mit der Hauptstadt Saarbrücken heißt jetzt Westmark und der Gau Koblenz-Trier hat den Namen Moselland erhalten. Diese beiden neuen Gaue sind mit ihrer Begrenzung nach Westen noch offen. Es darf in diesem Zusammenhang noch einmal daran erinnert werden, daß die Ostmark keinerlei staatspolitischen Charakter mehr hat, sondern daß es sich hier bei den Reichsgauen Wien, Nieder- und Oberdonau, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Tirol einschl. Vorarlberg nicht nur um Gaue der NSDA., sondern gleichzeitig um selbständige staatliche politische Verwaltungskörper handelt.

¹⁾ Vgl. dazu den Aufsatz von W. Hartke: Obland und Kulturland in Nordwestfrankreich. (Geogr. Zeitschr., Jahrg. 47, 1941, S. 1.) Die sehr beachtlichen Ausführungen, die kulturbedingte Gründe für den Eindruck der Unausgenutztheit der Landschaft beibringen, können doch nicht darüber hinweghelfen, daß hier tatsächlich Landschaftskräfte brachliegen, die einem aktiven Volkstum Gelegenheit zur Betätigung liefern würden. Auch die dort angeführten Zahlen zur Bevölkerungsbewegung sind nur relativ zu denen Frankreichs zu bewerten; z. B. unterschreitet i. J. 1937 die Zahl des Geburtenüberschusses in dem günstigsten Departement der Bretagne (Finistère, 3,1 vH) die des ungünstigsten Gebietes im Altreich (Sachsen 3,7 vH).

3. Ich bitte alle Gaufachbearbeiter für Erdkunde, die im Anschluß an die neuen Richtlinien für Erziehung und Unterricht für die Volksschulen gaugebundene Lehrpläne für Erdkunde ausgearbeitet haben, mir ein Stück dieser Lehrpläne zuzuschicken.

Die Gauverwaltung Pommern hat in einer Gemeinschaftsarbeit einen Rahmenlehrplan für Volksschulen (5.—8. Schuljahr) zusammengestellt, der auf 157 Seiten nicht nur den Stoff, sondern auch Vorbemerkungen und das wichtigste Schrifttum angibt. Ich weise besonders auf die Abschnitte Heimat- und Volkskunde (S. 32—41) und Erdkunde (S. 64—78) hin; die Anweisungen sind getrennt gegeben für: 1. stark gegliederte Schulen und 2. einflässige und wenig gegliederte Schulen.

4. Die Gauverwaltung Sachsen veranstaltete am 15. und 16. Februar 1941 eine Arbeitstagung der Kreisfachbearbeiter für Erdkunde in Meißen unter Leitung des Parteigenossen Reche — Löbau, der während des Krieges den im Felde stehenden Gaufachbearbeiter Pg. Grosch vertritt. Das Hauptthema „Deutscher Osten“, das vom Gauwalter persönlich gestellt wurde, wurde von Pg. Reche eingehend erörtert und führte zur Aufstellung notwendiger Themen, die vor jeder Schülergeneration gründlich zu behandeln sind. Dazu gehören: Die Geschichte des Volkstumskampfes, Das Wesen des Volkstumskampfes, Unterschiede im Werden des deutschen und tschechischen Volkes, Das Werden der deutschen Ostgrenze von Wien bis Memel, Deutsche Aufbauarbeit im Osten und länderkundliche Betrachtungen über die einzelnen deutschen Ostgaue. In diesem Zusammenhang wurde ein „Tag des deutschen Ostens“ für die Schulen des Gaues Sachsen gefordert. (Anmerkung: Ein solcher Tag wäre auch für die übrigen Gaue erstrebenswert.) Anschließend zeigte Pg. Reche in einem Lichtbildvortrag „Das Werden der deutschen Grenze von Wien nach Warschau“ wie eine solche Gemeinschaftsveranstaltung ausgefüllt werden könnte. Pg. Schreider — Dresden berichtete ausführlich über die Frage der wirklichkeitsnahen Karte und über den Stand der Volksschulatlanten. Seine Ausführungen wurden unterbaut von Pg. Vogel — Dresden mit dem Ergebnis, daß die bis jetzt veröffentlichten wirklichkeitsnahen Karten (Grüwell und Westermann) noch nicht ein Besseres seien gegenüber dem Altbewährten. Solange aber nicht ein sichtbarer und wesentlicher Fortschritt erzielt wäre, sei dem Bestehenden der Vorzug zu geben. Eine Führung durch Meißen durch Pg. Hansen — Meißen war eine willkommene Ergänzung der übrigen Arbeit dieser Arbeitstagung. (Aus einem Bericht von Pg. Reche).
F. Pnieriem

ZUR DEFINITION DES WORTES „GEOPOLITIK“

Im Januarheft dieser Zeitschrift versucht Prof. Folkers den Begriff „Geopolitik“ — in harter Abweichung von Kjellén, der dieses Wort erfunden hat — ganz neuartig und „modern“ zu definieren als „Lehre von den Beziehungen zwischen Rasse und Raum im Völkerschicksal“. Ich vermag diesen Versuch nicht als glücklich anzusehen. So willig und freudig ich zugebe, daß die Klarstellung der „Beziehungen zwischen Rasse und Raum im Völkerschicksal“ eine höchst dankbare und zeitgemäße wissenschaftliche Aufgabe ist, so bestreite ich doch, daß dieser Zweig der Wissenschaft durch die Wortbildung „Geopolitik“ sprachlich korrekt bezeichnet wird. Kein unbefangener Sprachforscher, den man bitten würde, darzulegen, was er sich unter Geopolitik vorstellt, würde jemals auf jene ganz entlegene Folkers'sche Auslegung verfallen können. „Geo“ bedeutet doch nun einmal die Gaea, die Erde oder den Raum im weitesten Sinne des Wortes mit allen seinen Eigenschaften, also in jedem Falle etwas Unbelebtes und Unbeseeltes. Was aber hat mit dieser Gaea die Rasse zu tun? oder überhaupt irgendetwas Beseeltes, Menschliches? Rein sprachlich ist es m. E. unmöglich, die vom Menschen ausgehenden Einwirkungen auf die politischen Geschehnisse in den Begriff Geo-politik hineinzuzwängen und Kjelléns eindeutig klare Erläuterung dieses Begriffs zu desabonieren. Max Georg Schmidt hat m. E. treffend in dieser Zeitschrift (1940, S. 159) gefordert: „Man sollte dafür eigene Kennzeichnungen prägen und nicht dem Begriff Geopolitik, dessen Bedeutung schon durch die Bedeutung des Wortes ein-

deutig feststeht, einen anderen Sinn unterlegen.“ Die Einwirkung der Rasse auf die Völkerschicksale könnte das nur wenig gewandelte Wort „Genopolitik“, abgeleitet von *γένος* = Rasse, sprachlich korrekt wiedergeben. Aber den klaren Begriff der Gaea möge man nicht vergewaltigen! „Das Wort sie sollen lassen stahn!“
R. Hennig

NEUE BEVÖLKERUNGSZAHLEN DES AUSLANDES

Das Statistische Reichsamt veröffentlicht in seiner Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik“ (1940, Nr. 24, und 1941, Nr. 1) eine Reihe neuer Bevölkerungszahlen, die hier angeführt seien, soweit sie für den Unterricht von Bedeutung sind.

Vereinigte Staaten von Amerika. Nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung vom 1. April 1940 beträgt die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika 150362326 Einwohner, von denen 18952000 auf die Außenbesitzungen entfallen (Alaska, Philippinen, Hawaii usw.). Bei einer Gesamtfläche von 9682146 qkm leben auf 1 qkm durchschnittlich 15,5 Einwohner. Im Vergleich zur Zählung von 1930 ist eine Zunahme von 11,9 Mill. oder 8,6 % festzustellen.

Argentinien. Die Bevölkerung Argentiniens zählte am 1. Januar 1940 auf Grund der Fortschreibungen 13129723 Einn. Bei einer Fläche von 2792713 qkm kommen durchschnittlich nur 4,7 Einwohner auf 1 qkm. Die letzte allgemeine Volkszählung fand in Argentinien am 1. Juni 1914 statt und ergab 7,9 Mill. Einwohner; die Bevölkerung hat sich seitdem um fast zwei Drittel erhöht.

El Salvador. Die Bevölkerung El Salvadors betrug am 1. Januar 1939 auf Grund amtlicher Berechnung 1.704.497 Personen. Bei einer Fläche von 34.126 qkm entfallen auf 1 qkm 49,9 Einwohner. Die Hauptstadt San Salvador zählt 103.920 Einwohner. Die zweitgrößte Stadt ist Santa Ana mit 85.130 Einwohnern.

Iran. Am 1. November 1940 fand eine Zählung in Reisched statt, bei der eine Gesamtbevölkerung von 17.647.1 Einwohner ermittelt wurde. Gegenüber der Zählung von 1933 ist die Bevölkerung um mehr als ein Viertel gestiegen.

Ungarn. Seit Beginn der Neuordnung der europäischen Verhältnisse im Südosten hat Ungarn 67.565 qkm mit 4,4 Mill. Einwohnern zurückgewonnen; seine Fläche hat sich dadurch um 72,5 vH, seine Bevölkerung um 48,4 vH vergrößert. Nach dieser Erweiterung umfaßt Ungarn nach Berechnungen für Anfang 1940 160.638 qkm mit etwa 13,6 Mill. Einw.

Rumänien. Durch die Neuordnung der Verhältnisse im Südostraum Europas während des Jahres 1940 hat Rumänien an Fläche rund 101.000 qkm oder 34,2 vH und an Bevölkerung 6,8 Mill. Einwohner oder 34,0 vH abgetreten. Die jetzigen Grenzen des Staates umfassen ein Gebiet von etwa 193.000 qkm mit 13,2 Mill. Einwohnern. Die Hauptstadt Bukarest hatte am 1. Januar 1940 659.379, Jassi 104.726 und Galatz 101.770 Einwohner.

Bulgarien. Bulgarien gewann durch die Neuordnung im Südostraum Europas die Süddobrudscha mit rund 7700 qkm und 427.000 Einwohnern. Danach umfaßt es nunmehr rund 110.900 qkm mit 6,7 Mill. Einwohnern. Auf einen Quadratkilometer entfallen durchschnittlich 60 Einwohner. Die Hauptstadt Sofia hatte mit den Vororten nach der letzten Volkszählung 1934 327.798 Einwohner, Philippopol zählte 99.883 und der Schwarzmeerhafen Warna 69.944.

Albanien (Italienisches Imperium). Das seit dem 16. April 1939 durch Personalunion mit Italien verbundene Königreich Albanien zählte am 1. Januar 1940 1.062.684 Einwohner bei einer Fläche von 27.538 qkm; mithin kommen 38,6 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Von größeren Orten zählte nach der Volkszählung 1930 die Hauptstadt Tirana 30.806, Skutari 29.209 und Korika (Koritcha) 22.787 Einwohner.

Jugoslawien. Die Bevölkerung Jugoslawiens wurde Anfang des Jahres 1941 auf 15.919.000 Personen berechnet. Bei einer Fläche von 274.542 qkm entfallen durchschnittlich 64,3 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Gegenüber der letzten Volkszählung am 31. März 1931 hat sich die Bevölkerung um rund 2 Mill. oder rund 14,2 vH erhöht. Städte über 100.000 Einwohner sind: Belgrad mit Vororten 288.938, Agram 185.581, Maria Theresiopel (Subotica) 100.058.

Griechenland. Die Bevölkerung Griechenlands wurde am 1. Januar 1940 mit 7.201.092 Personen berechnet. Die Zunahme gegen das Vorjahr beträgt 922.78 Personen oder 1,28 vH. Bei einer Fläche von 129.880 qkm ergibt sich mithin eine Dichte von 54,7 je Quadratkilometer. Von den Städten zählte die Hauptstadt Athen am 1. Januar 1939 499.360, die Hafenstadt Athens Piräus 287.800, der Hauptort und größte Hafenplatz Mazedoniens Thessalonich (Salonik) 268.140 Einwohner. Von größeren Städten seien noch genannt Patras, der Haupthafen des Peloponnes, mit 73.840, Kavalla, der Tabakausfuhrhafen Mazedoniens, mit 55.280 und Volo, der Haupthafen Thessaliens, mit 51.000 Einwohnern.

Türkei. Die dritte allgemeine Volkszählung, die am 20. Oktober 1940 in der Türkei durchgeführt wurde, ergab als Gesamtbevölkerung 17.869.901 Personen, gegenüber 1935 eine Zunahme von 1,7 Mill. oder 10,6 vH. Bei einer Fläche von 762.736 qkm (ohne Gatan) entfallen auf einen Quadratkilometer nur 23,4 Einwohner. Großstädte sind Istanbul (Konstantinopel) mit 789.346, Izmir (Smirna) mit 184.362 und die Hauptstadt Ankara (Angora) mit 155.544 Einwohnern.

Südosteuropa insgesamt. Der südosteuropäische Raum, der von Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Albanien und dem europäischen Teil der Türkei eingenommen wird, umfaßt rund 894.000 qkm mit 58,8 Mill. Einwohner; er umschließt 7,8 vH der Gesamtfläche und 11,1 vH der Gesamtbevölkerung Europas.

Fläche u. Bevölkerung Südosteuropas nach der Neuordnung	Fläche		Bevölkerung Anfang 1940		Einwohner je qkm
	in qkm	vH	in 1000	vH	
Ungarn . . .	160 638	18,0	13 600	23,2	84,7
Jugoslawien . .	247 542	27,7	15 703	26,7	63,4
Rumänien . . .	193 000	21,6	13 232	22,5	68,6
Bulgarien . . .	110 900	12,4	6 700	11,4	60,4
Albanien (Ital. Imperium)	27 538	3,1	1 063	1,8	38,6
Griechenland .	129 880	14,5	7 201	12,2	55,4
Türkei (europ. Teil) . . .	23 975	2,7	1 320	2,2	55,1
Insgesamt	893 473	100	58 819	100	65,8

H. Haack

Auch das Januar-Heft der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik“ bringt für den Unterricht außerordentlich wertvolles Zahlenmaterial. Drei Schaubilder, „Fläche und Bevölkerung der Erdteile“, „die Bevölkerungsdichte der Erdteile“, „Fläche und Bevölkerung der größten Länder der Erde um 1939“, machen das gebotene Zahlenmaterial besonders anschaulich. In einer ausführlichen Schlußtafel werden dann noch alle Länder der Erde, gegliedert nach den einzelnen Erdteilen, mit ihrer Fläche und ihrer Bevölkerung angegeben. Aus dem überaus reichen Material, das hier geboten wird, sei nachfolgend das Wachstum Deutschlands seit der Machtübernahme durch Adolf Hitler und eine Übersicht über Fläche und Bevölkerung der größten Staaten Europas um 1940 angeführt, die von hier aus dem Unterricht schon zugute kommen mögen. Das Heft ist erschienen im Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Paul Schmidt, Berlin SW, und kostet 0.75 RM.

Seit der Machtübernahme durch Adolf Hitler sind mit dem Reich wieder vereinigt worden:

	qkm.	Einw.
März 1935 das Saarland . . .	1925	842454
März 1935 die Ostmark . . .	83764	6650306
Oktober 1938 die sudetendeutschen Gebiete	29099	3408449
März 1939 das Protektorat Böhmen und Mähren . . .	48925	7380000
März 1939 das Memelland . .	2416	154694
September 1939 die Freie Stadt Danzig	1893	390593
Oktober 1939 die eingegliederten Ostgebiete	91974	10043343
Mai 1940 Eupen, Malmédy und Moresnet	1056	66854

Insgesamt bedeutet dies einen Zuwachs an Fläche von 261 052 qkm mit 28 936 693 Einwohnern. Damit umfaßt das Reich nunmehr eine Fläche von 729 672 qkm mit 97 410 765 Einwohnern. Die Volksdichte hat sich von 146 auf 133,5 vermindert. Als Nebenland des Deutschen Reiches gilt das Generalgouvernement Polen mit 93 871 qkm und 12 107 000 Einwohnern. Unter unmittelbarer deutscher Verwaltung stehen Luxemburg (2586 qkm und 296 913 Einwohner), das Elsaß (8294 qkm und 1 219 381 Einwohner) und Lothringen (6228 qkm und 696 246 Einwohner). Unsere Kolonien, die uns seit Versailles vorenthalten werden, umfassen eine Fläche von 2,7 Mill. qkm und eine Bevölkerung von 15 Mill. Einwohnern.

Fläche und Bevölkerung der größten Staaten Europas um 1940

Staaten	Fläche		Bevölkerung		Einw. le qkm
	1000 qkm	10 ⁶	Mill.	10 ⁶	
Sowjetunion (Europa)	6 451	56,5	152	28,6	23,6
Deutsches Reich	730	6,4	97	18,3	133,5
Britisches Reich, euro- päische Teile	315	2,8	51	9,6	161,3
Italienisches Imperium, europäische Teile	338	3,0	46	8,7	134,7
Frankreich (mit Elsaß- Lothringen)	551	4,8	42	7,9	76,2
Spanien	505	4,4	25	4,7	49,5
Jugoslawien	248	2,2	16	2,9	63,4
Ungarn	161	1,4	14	2,6	84,6
Rumänien	193	1,7	13	2,5	68,6
Übrige Staaten	1 928	16,8	75	14,2	34,4
Europa insgesamt . . .	11 420	100,0	531	100,0	46,5

Leo Rörholz

DIE ATLANTISCHE MITTEL- SCHWELLE EIN VERSUNKENER KONTINENT?

Unter den zahlreichen Theorien und Hypothesen über die Entstehung und Entwicklung der Atlantischen Mittelschwelle, die in einheitlichem Zuge den Atlantischen Ozean in seiner ganzen Länge durchstreift, befindet sich auch die vielfach vertretene Ansicht, daß bis zum Mesozoikum eine Landbrücke, das Gondwanaland, zwischen Südamerika und Afrika bestanden habe und daß die Schwelle nichts anderes sei, als der Rücken dieses im Meere versunkenen Kontinentes. Nun wäre es an sich schon ein recht merkwürdiger Zufall, wenn im alten Gondwanaland ein Gebirgsrücken so gelegen hätte, daß er beim Absinken genau die Mittellinie des ertrunkenen Landes gebildet hätte. Neuerdings werden auch auf Grund rein morphometrischer Betrachtung triftige Einwände gegen diese Annahme erhoben.

Auf eine Anregung von Prof. Dr. Heinrich Schmitt hennner hat sich Erika Voigt der mühevollen Arbeit unterzogen, die Atlantische Schwelle als die hervorragendste Eigentümlichkeit des Atlantischen Ozeans in ihrer Gesamtheit und in ihren Teilen als Objekt bathymetrischer Berechnungen zu wählen und für sie und die westlichen und östlichen, bzw. nördlichen und südlichen Randgebiete die hypsographischen Kurven zu zeichnen¹⁾. Das

Wesen dieser Kurve besteht bekanntlich darin, daß die Areale der Höhen- oder Tiefenschichten in qkm auf der Abzisse, die Höhen, bzw. Tiefen der Stufen in m auf der Ordinate aufgetragen und dann die Endpunkte der Abzissen durch eine Kurve verbunden werden. Diese gibt dann ein anschauliches Bild von der durchschnittlichen Verteilung der Höhen und Tiefen und der durchschnittlichen Steilheit der Böschungen. Meist wird sie als Mittel zum Zweck zur Bestimmung des Volumens und der mittleren Höhe und Tiefe benutzt. Bekannt und zum Teil auch in die Lehrbücher übergegangen ist die hypsographische Kurve der festen Erdoberfläche, die vor allem zwei charakteristische Wendepunkte aufweist: den durch Kontinentaltafel und Schelfrand hervorgerufenen Abfall sowie den endgültigen Abfall zum Tieflandboden. Als Grundlage für ihre Berechnungen benutzte Voigt die Übersichtskarte des Atlantischen Ozeans im Maßstab 1:20 Mill. von Theodor Stöck und Georg Wüst, die das nach dem heutigen Stand der Forschung wahrscheinlichste Bild der Topographie des Atlantischen Ozeans darstellt. Als Methode wurde die Viertelgradfeld-Methode von Stöck angewandt, der der Verfasserin auch seine Original-graphischen Tabellen zur Verfügung stellte. Das Gebiet des Atlantischen Ozeans wurde, unter Benützung der Tallinien der angrenzenden Becken als Grenzlinien, in neun Teilgebiete gegliedert; für diese wurden auf Grund der Rechnungsergebnisse die hypsographischen Kurven konstruiert.

In der anschließenden morphometrischen Betrachtung dienen die neuen Kurven als Prüfstein für die größere und geringere Wahrscheinlichkeit der verschiedenen über die Entstehung der Schwelle aufgestellten Theorien. Sollte die Gondwana-Theorie des versunkenen Kontinentes zu Recht bestehen, so müßte sich zwischen diesen Kurven und der hypsographischen Kurve der Erdrinde eine weitgehende Ähnlichkeit zeigen. Man könnte sich vorstellen, daß man die letztere nur vertikal um mehrere 1000 m zu senken brauchte, damit sie sich mit der Kurve der Atlantischen Schwelle deckt; vor allem müßten die bereits erwähnten beiden charakteristischen Stellen, der Schelfrand und der Tieflandabfall, auf beiden mit gleicher Deutlichkeit hervortreten. Das aber ist keineswegs der Fall; wohl ist der letztere auf allen Kurven scharf ausgeprägt, aber der Schelfrand fehlt auf den Kurven der Schwelle. Da aber die Kontinentaltafel, die dieser begrenzt, ein Wesensmerkmal der Kontinente darstellt, muß festgestellt werden, daß die Atlantische Mittelschwelle und auch jeder ihrer Teile keine kontinentale Struktur besitzt.

Das Schlüßergebnis ihrer Untersuchung faßt E. Voigt in folgenden Sätzen zusammen: „Wie sich aus den hypsographischen Kurven durch morphometrische Vergleiche ergibt, kann es sich bei der Atlantischen Mittelschwelle in keinem Fall um ein Stück gesunkenen Kontinentalgebietes handeln. Sie muß vielmehr eine junge Erhebung sein von einem Charakter, der der ‚Gipfelung‘ des Kontinentales ähnelt. Im Norden erreicht sie geringere Meerestiefen und weist dort, wo sie sich über den Meeresspiegel erhebt, bereits kontinentale Struktur auf. Nimmt man die Geologie zu Hilfe, dann kann man auch weiter vermuten, daß es sich bei der Atlantischen Mittelschwelle um eine Erhebung mit Spaltenvulkanismus handelt. Aber erst weitere Untersuchungen des Meeresbodens selbst werden dort zu zwingenden Schlüssen führen können“.

H. Gaad

¹⁾ Erika Voigt: Neue hypsographische Kurven im Atlantischen Ozean. Mitt. d. Ges. f. Erdk. z. Leipzig 1937—39, S. 7—30 m. Weilagen.

GEOGRAPH. LITERATURBERICHT

A. INHALTSANGABEN UND
BESPRECHUNGEN

Allgemeines

214. „Weltpolitik von heute“ von **K. Haus-
hofer** (303 S. m. 197 Abb. u. K.; Berlin 1940, Zeit-
geschichte-Verl. W. Andermann; geb. RM. 6.50).
Dieses Buch von Haushofer hat und wird auch in Zu-
kunft die Aufgabe erfüllen, die es sich in seinem Vor-
wort mit den Worten gestellt hat: „Führenden Menschen
für dieses Wagnis — gemeint ist der Absprung vom
Wissen zum Können —, anderen für ihre Hilfestellungen
Erfahrungsgut zu weisen: das ist der Sinn und Zweck
dieser Weltpolitik von heute. Einen festen Stand
gegenüber den schwankenden Meinungen, dem wirbeln-
den Nachrichtenspiel des Tages kann sie dem An-
fänger bieten, als Land- und Wegmarke zur welt-
politischen Selbsterziehung, die heute mehr als je
Pflicht des Volksgenossen ist. Denken in großen
Räumen, Schauen auf lange Zeiträume: das kann
sich der einzelne aneignen“. Wahrhaft meisterhaft
zeichnet der Verfasser die großen und kleinen Züge
der großen Politik auf, mit einer Schärfe sonder-
gleichen stellt er die Fern- und Nahziele der großen
Mächte dem Leser vor Augen. Die geographische
Kenntnis der Aufmarschgebiete des weltpolitischen
Kampfes, umfangreiches geschichtliches Wissen und in
Verbindung damit die persönliche Kenntnis vieler
führender Männer der großen und auch kleinen Mächte
befähigen den Verfasser, ein sicheres gewaltiges Ge-
mälde der heutigen Weltpolitik zu entwerfen. Eine
ungeheure Fülle von Begriffen aus der Wissenschaft
und der politischen Sprache werden an Beispielen
allgemein-verständlich gemacht. Es muß genügen, die
Überschriften der Hauptabschnitte anzugeben: 1. Roh-
stoff und Werkzeug der Weltpolitik, 2. Arbeitsbegriffe
der Weltpolitik von heute, 3. Ausichten der Welt-
politik und 4. Proben zwischen 1938 und 1940. Eine
große Anzahl von Abbildungen der Mächte, die in der
Weltpolitik eine Rolle spielen und spielen, und Karten-
skizzen im Text unterstützen das geschriebene Wort.
Dem Buch ist bei allen Erziehern und Schulenden
weiteste Verbreitung zu wünschen. Fr. Kniezem

215. „Die Steinkohle als Welt handelsgut“
von Dipl.-Volksw. Dr. **Günther Roberstein** (Deutsche
Außenwirtschaft, S. 7, 83 S. m. Abb.; Würzburg 1940,
R. Triltsch; RM. 2.70). Die Schrift hält sich streng
an den Titel und ist eine wirtschaftswissenschaftliche
Abhandlung, die nicht beabsichtigt, auf die geographi-
schen Ursachen der Verteilung der Kohlenlagerstätten
oder die qualitative Beschreibung der Steinkohle ein-
zugehen. Das ergibt sich schon aus den Kapitel-
überschriften: Produktionswirtschaftliche Probleme —
Die Wettbewerbslage auf dem internationalen Kohlen-
markt — Markttechnische Probleme der Weltkohlen-
wirtschaft — Fragen der internationalen Verständi-
gung im Weltkohlenhandel — Statistischer Anhang über
Kohlenpreise und -ausfuhr. Jeder dieser Abschnitte
vermag dem Wirtschaftsgeographen eine Fülle wissen-
swerter Angaben zu bieten; aber auch im Unterricht
der höheren Schule können diese Auskünfte als auf-
schlußreiche und zuverlässige Quelle für besondere
Arbeitsthemen ausgewertet werden. R. Pfalz

216. „Von der Einheit der Wirklichkeit in der
Heimat.“ Untersuchungen zur Philosophie der
Länderkunde von **Paul Bonmersheim** (Sonder-
schriften der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften
zu Erfurt, S. 14, 60 S.; Erfurt 1940, R. Stenger;

RM. 2.—). Der Verfasser dieser ausgezeichneten
Schrift, der Dozent der Philosophie an der Technischen
Hochschule in Darmstadt ist, geht davon aus, daß die
„Philosophie von ihren Grundfragen aus notwendig
Philosophie der Heimat ist und daß sie damit in
Philosophie der Länderkunde übergeht“. Die Schrift
dürfte alle die lebhaft interessieren, die eine Reform
der Erdkunde im Sinne einer ganzheitlichen Wissen-
schaft erstreben. „In den Wirkungen und Rück-
wirkungen“ sind die „Wirklichkeitsstufen: Vorleben-
diges, Pflanze, Tier, Mensch aufs innigste verbunden“. Die
Abhandlung wie auch die anderen aus dem gleichen
Geist geschriebenen Schriften des Verfassers seien dem
Geographen angelegentlich empfohlen: „Philosophische
und pädagogische Forschungen in der Heimat“ 1.
Heimat und All, 1936; 2. Mensch und Heimat, 1938;
Felix-Meiner-Verlag, Leipzig. „Die geschichtlichen
Stätten in der Heimat“ Jahrb. Ak. gem. Wiss.,
N. F., 34 S.; Erfurt 1939 sowie die im Geogr. Anz. 3/4
1941 erschienene Arbeit „Heimat und länderkundliche
Einheit als Weltall im Kleinen“. Ernst Kaiser

217. „Luftbild und Luftbildwesen“ (Nr. 18,
84 S. m. Abb.; Berlin 1940, Sanja Luftbild G. m. b.
H.) Das Heft ist der Ausbildung des Nachwuchses
gewidmet und enthält die auf dem Sonderlehrgang
für Vermessungsreferendare vom 1.—6. April 1940
gehaltenen Vorträge. Besonders hingewiesen sei auf
die Vorträge von Dr.-Ing. Ewald über „Einflug des
Luftbildes für Unterricht und Forschung“. H. Haad

218. „Statistisches Taschenjahrbuch der Welt-
wirtschaft.“ Produktion — Außenhandel 1940/41
von Dr. **Ernst Gidmann** (200 S.; Berlin 1940, H. W.
Köddiger; RM. 2.50). Die neue Ausgabe sucht sowohl
in der Auswahl des Stoffes wie seiner Kommentie-
rung soweit als irgend möglich die gegenwärtigen
Kriegsverhältnisse sowie ihre wirtschaftlichen Hinter-
gründe und Begleiterscheinungen zu berücksichtigen.
H. Haad

Größere Erdräume

219. „Die britischen Dominions“ von **Dr.
Dr. Karl Heinz Pfeffer** (Kleine Auslandskunde, Bd. 5,
64 S., 1 K.; Berlin 1940, Junker u. Dünnhaupt;
RM. 2.—). Dieser 5. Band der Sammlung „Kleine
Auslandskunde“ behandelt die britischen Dominions
nach der Gliederung, die auch in anderen Bänden
durchgeführt wird: Raum, Volk, Staat, Kultur, Wirt-
schaft und Wehrmacht. Vorangestellt ist ein all-
gemeiner Abschnitt über den Begriff des Dominion,
die englische Eroberung der Dominions, ihre Ent-
wicklung zur Selbstverwaltung und ihre Beteiligung
an der englischen Weltreichspolitik. Ein Hinweis auf
wichtige Literatur ist angefügt. — Für eine Gesamt-
schau über alle Dominions und ihr Verhältnis zum
Mutterland ist die Zusammenschau aller Gebiete
unter den jeweiligen Kapiteln geeignet. Passend sind
dafür Stoffe wie Geschichte, Rasseneinwanderung,
Verfassung, Verwaltung, Recht, Kultur, Sozial-
politik, Wehrmacht. Ein geographisches Bild von den
einzelnen Dominions erhält man aber natürlich auf
diese Weise nicht. Die Bemerkungen zum „Raum“
sind außerdem im Verhältnis zum Ganzen zu knapp;
auch wichtige Fragen einer solchen Gesamtbetrachtung,
wie die Verteilung der Warengattungen im Außen-
handel, werden nicht besprochen. Da überhaupt inner-
halb der einzelnen Kapitel der Grundsatz der Zu-
sammenschau aller Dominions bald verlassen wird,
empfiehlt sich für eine Neuaufgabe eine regionale Auf-
teilung. Dessen ungeachtet sei aber das Buch für eine
Orientierung über die neuesten Verhältnisse empfohlen.
R. Pfalz

220. „Das französische Kolonialreich“ von **Karl Hünel** (Weltgeschichte, 224 S., 3 R.; Leipzig 1940, W. Goldmann; geb. RM. 4.—). Die Weltöffentlichkeit, auch die deutsche, ist nur wenig über den Umfang und besonders über die wirtschaftliche Leistungskraft und die noch mögliche Steigerung der französischen Kolonien unterrichtet. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs beginnt zweifellos auch ein neuer Abschnitt in der französischen Kolonialentwicklung. Deshalb ist es dringend notwendig, daß nicht nur die deutsche Schule, sondern auch darüber hinaus die deutsche Öffentlichkeit sich mit dem französischen Kolonialreich und seinen geopolitischen Kräftenmöglichkeiten beschäftigt. Das vorliegende Buch ist geeignet eine erste sachliche Einführung in das französische Kolonialreich, das zweitgrößte der Erde, zu geben. In drei Hauptabschnitten: 1. Das geschichtliche Werden, 2. Die Grundzüge des französischen Kolonialwesens und 3. Das geographische Bild wird der Sachstoff übersichtlich und gut mitgeteilt. Das Buch wird im Unterricht und in der Schulung wertvolle Dienste leisten. Fr. Rnieri

Unterricht

221. „Erdfundeunterricht und Luftfahrt“ von Stud.-Rat Dr. **Hermann Duvrier** (Die Werkstatt d. Höheren Schule, 48 S. m. 1 R.; Berlin 1940, Dr. W. Matthesen; RM. 2.—). Die Schrift Duvriers ist ganz auf die praktischen Bedürfnisse der Schule abgestellt. Sie gibt eine ausführliche Anweisung für die Behandlung erdunkundlicher Themen aus der Luftfahrt in den einzelnen Klassen der höheren Schule. Ausgehend von den Lehrplänen in „Erziehung und Unterricht“ sowie von den Erlässen des Reichserziehungsministeriums von 1934 und 1939 betr. Pflege der Luftfahrt in den höheren Schulen und Hochschulen werden die verschiedenen Möglichkeiten aufgewiesen und an Beispielen erläutert, wie der Luftfahrtgedanke im Erdfundeunterricht verankert werden kann. Die Arbeit ist aus der eigenen Unterrichtstätigkeit des Verfassers hervorgegangen und — wie viele Hinweise dazum — auch praktisch erprobt. Die statistischen Angaben sind leider nicht genügend überprüft. Auf S. 6 muß es statt 9900 heißen 9,9. Beim Vergleich des deutschen und des russischen Flugverkehrs auf S. 25 sind dem Verfasser völlig falsche Zahlen unterlaufen. Bei Gepäck und Fracht z. B. ist die Angabe für Deutschland um zwei Drittel zu niedrig (Stat. Jahrbuch 1938), für die Sowjetunion dagegen weitaus zu hoch. Im übrigen bietet die Schrift dem Erdfundelehrer aber eine brauchbare Hilfe. J. Petersen

222. „Widukind-Atlas.“ Großdeutschland, Rückseite: Europa-Erdkarte (wasserfest, beschreibbar, bunaähnlich. Werkstoff DRB.; dazu 6 Widukind-Buntstifte, 1 Bistosefchwämmchen; Freiburg i. Br., Lehrmittelverl. Witte; Originalgröße RM. 1.80; als Klappblatt m. Schutzhülle RM. 2.—; Griffel pro Schachtel RM. 0.45, Bistosefchwämmchen RM. 0.10). Die vorliegende Umrißkarte bietet ein willkommenes Hilfsmittel für den Erdfunde- und Geschichtsunterricht. Im Buntdruck zeigt sie die Gebirge in Reliefmanier, Seen, Flüsse, Signaturen für die wichtigsten Städte und die Grenzen. Das Kartenbild ist außerordentlich klar. Die Erdkarte ist erfreulicherweise flächentreu. Das Format ist handlich. Die Karte besteht aus bunaähnlichem Kunststoff, sie ist kaum brechbar, und kann mit besonderen Buntstiften beschriftet und bemalt werden. Die Zeichnungen sind abwischbar und radierfähig. Die Karte eignet sich sowohl für Eintragungen im Unterricht als auch für häusliche Arbeiten. Das Gebirgsrelief ist dabei von besonderem Vorteil. Neben der Papiererparnis bietet sie gegenüber dem erdfundlichen Zeichenheft eine leichtere Lösung der Um-

rißfrage. Daher können mit dieser Karte mehr Aufgaben gelöst werden als bisher. Die Karte eignet sich ferner zur eingehenden Ausnutzung der Atlasnebenkarten, deren Inhalt man auf der Umrißkarte nach übersichtlichen und lebensnahen Gesichtspunkten bearbeiten lassen kann. Ferner dient sie der Veranschaulichung wehrpolitischer und gegenwartsnaher Vorgänge. Man wird die Widukindkarten mit Erfolg im Unterricht benutzen können. H. Duvrier

Europa

223. „Blick nach Norwegen.“ Ein Bilderwert von **Gebhard Rogmann**. Mit Erlebnisberichten über Land und Volk von **Ehrentraut Straßner** (128 S. m. 75 Abb.; Innsbruck 1940, Deutscher Alpenverl.; RM. 2.80). Durch die politischen Ereignisse der Gegenwart ist unser Blick stärker denn je nach dem Norden, insbesondere nach Norwegen gelenkt. Und es ist sicher, daß diese Beschäftigung mit dem Norden nicht nur vorübergehend und nur auf eine kleinere Schicht des großdeutschen Volkes beschränkt bleiben kann. Für die Schule brauchen wir lebensnahe Schilderungen aus dem Volksleben und dem Schaffen der Menschen, dazu natürlich auch solche über den nordischen Raum. In dem vorliegenden Werkchen werden uns Bilder aus Norwegen vorgelegt, die diesen Zwecken dienstbar gemacht werden. Ihre Auswahl ist fein und die Wiedergabe gut. Zu dem Bilderwerk gesellen sich nun noch Erlebnisberichte über Land und Volk von Ehrentraut Straßner, die in ihrer frischen anschaulichen Art wohl geeignet sind, unmittelbar in der Schule dargeboten zu werden.

Fr. Rnieri

224. „Bevölkerungsverhältnisse in Italien.“ Eine statistisch-demographische Studie von Dr. **Roderich von Ungern-Steinberg** (Veröff. aus d. Gebiete d. Volksgesundheitsdienstes, 54. Bd., 5. H. [Der ganzen Sammlung. 469. H.], 105 S. m. 29 Abb.; Berlin 1940, R. Schoep; RM. 4.—). Im wesentlichen von zwei italienischen statistischen Veröffentlichungen aus dem Jahre 1939 ausgehend, stellt Verfasser die Bevölkerungsentwicklung Italiens in Beziehung zu demographischen Verhältnissen in anderen Ländern und sucht ihren Ursachen nachzuspüren. Es ergibt sich so eine gründlich durchdachte und mit vielen Vergleichen belegte Betrachtung, die auch für manche schon bekannte Tatsache eine Vertiefung bedeutet (z. B. auch in der Rassenfrage neu orientiert), deren Hauptwert aber vor allem in der Zusammenschau über dieses Gesamtgebiet zu suchen ist. Der Schwierigkeit mancher Probleme hätte wohl durch ausgiebigere Heranziehung und Diskutierung schon bestehender Auflassungen mehr Rechnung getragen werden können; gerade die Geographen haben dazu bereits manchen wissenschaftlichen Beitrag geliefert. R. Psalz

225. „Malta“ von **Wilhelm Arny** (Weltgeschichte, 115 S. m. 4 R.; Leipzig 1941, W. Goldmann; RM. 2.50). Malta, dank seiner strategischen Lage eines der wichtigsten Machtmittel zur Beherrschung des Mittelmeeres, ist seit Jahrhunderten eine empfindliche diplomatische Reizstelle im englisch-italienischen Verhältnis. Es ist heute zu einem weltpolitischen Krisenpunkt erster Ordnung geworden. Die vorliegende Monographie, die die Geschichte der Insel, den britischen „Erwerb“, die sich daraus ergebenden Verfassungs-, Sprachen- und Kirchenkonflikte sowie die geopolitisch-strategische Bedeutung Maltes kurz schildert, erscheint als willkommener Beitrag zu den heutigen Geschehnissen zur rechten Zeit. H. Haad

226. „Beiträge zur Kulturgeographie des Südbanats und Nordserbiens“ von **Herbert**

Michaelis (Berliner Geogr. Arbeiten, S. 19, 139 S. m. 15 Abb., 21 K., 7 St. u. 6 Kurven; Berlin 1940, Geogr. Inst. d. Univ. Berlin; RM. 4.75). Der Reiz der Arbeit beruht auf dem Vergleich zweier von Natur recht ähnlicher Landschaften beiderseits der Donau, die jedoch infolge ihrer verschiedenartigen politischen Zugehörigkeit auch eine unterschiedliche kulturgeographische Entwicklung durchlaufen haben. Dem Verfasser ist es gelungen, die kolonialisatorische Leistung aller an der Erschließung beider Landschaften teilhabenden Volksgruppen, unter denen deutsche Siedler den ersten Platz einnehmen, klar herauszuarbeiten. Ursprünglich lebten in den Talauen des Südbanats und Nordserbiens serbische Fischer und Hirten. Als dann die Donau Grenze wurde, kam das Land nördlich des Stroms, das Banat, unter den kulturellen Einfluß von Wien und Budapest, während Nordserbien ein Teil des Osmanischen Reiches blieb und erst nach dem Ende der türkischen Herrschaft seine Impulse von Belgrad empfing. Von 1722—26 wurde im Südbanat eine erste Ansiedlung größerer Stils durchgeführt. Diese Südostwanderung deutscher Kolonisten ist als „erster Schwabenzug“ in die Geschichte eingegangen. Unter Maria Theresia wurde 1744 und vor allem seit 1763 die Ansetzung deutscher Siedler fortgesetzt. Diese zweite bedeutsame Kolonisation unter Maria Theresia ist für das heutige Siedlungsbild im Südbanat bestimmend geworden. Ihr folgten 1782 eine dritte deutsche Einwanderung unter Joseph II. und weitere deutsche Zuzüge bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit dem Jahre 1829 fand die deutsche Einwanderung ihren Abschluß. Die große Masse der Kolonisten stammte aus West- und Südwestdeutschland. Nordserbien blieb frei von deutschen Einwanderern. Die Wiederbesiedlung erfolgte dort in erster Linie durch serbische Rückwanderer aus Gebieten, die noch unter türkischer Herrschaft verblieben waren. Ein aufschlußreiches Kapitel über die Verteilung der Volksgruppen und die Bevölkerungsentwicklung beschließt die gründliche Untersuchung, die der Verfasser mit zahlreichen Karten, Skizzen und Abbildungen ausgestattet hat. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur Erforschung des deutschen Volks- und Kulturbodens in Südosteuropa und zeigt darüber hinaus sinnfällig, in welcher verschiedenartigen Weise von Natur ähnlich ausgestattete Räume durch die menschliche Arbeit gestaltet werden können.

H. Wilhelm

Großdeutschland

227. „Germanische Urgeschichte.“ Von der Eiszeit und den Anfängen der Kultur bis zur Zeitwende von **Heinar Schilling** (580 S. m. 611 Abb., 27 Taf., 30 K.; Leipzig 1940, v. Hase u. Koehler; geb. RM. 12.60). Gibt in lebendiger, klarer und allgemeinverständlicher Sprache einen guten Überblick über die germanisch-deutsche Vorgeschichte. Sie faßt dabei die Gesamtheit der heute vorliegenden Forschungsergebnisse zu einem vom Verfasser selbständig geschauten, eindrucksvollen Bilde einer großartigen und folgerichtigen Entwicklung zusammen, die in den Grundzügen mit der heute herrschenden Auffassung übereinstimmt. Wo sie davon abweicht, hat es der Verfasser stets ausdrücklich vermerkt. Gerne läßt er auch geeignete, wertvolle Darstellungen in Urtexten zu Worte kommen oder legt beachtliche fremde Ansichten dar. Er ist auch sachlich und klug genug, die Bedingtheiten früherer Fehlschauungen zu erkennen und hervorzuheben. Um so übersichtlicher erscheint dann die Schärfe, mit der er sich gegen einzelne Vertreter falscher Ansichten wendet. Der aus der heutigen Bewertung des Bauerntums sich ergebenden, falschen Auffassung von der Kultur der Arier tritt er

mit Recht entgegen und kennzeichnet sie als Herrenkultur. Die sorgfältig ausgewählten, geschickt zusammengestellten und mit dem Texte verbundenen Bilder und Bildreihen bereichern die Darstellung ungemain. Die kartographischen Entwicklungsdarstellungen sind jedoch leider verfehlt, obwohl die in einem besonderen Kapitel aufgezeigten Leitgedanken richtig sind. Die Ursache liegt eben in den angewandten Bezeichnungen, die dort, wo sie sich durchdringen oder auf kleinen Flächen gebraucht werden, der Klarheit entbehren. Auch in ihren Abwandlungen unterscheiden sie sich zu wenig. Das empfindet der Zeichner auch bereits selbst, wenn er in Nebenkärtchen eine andere Zeichensprache sucht oder seine Zuflucht zu Nummerierungen nimmt. Heraldische Zeichen sind eben bei aller Anpassung keine kartographischen. Seiner Ehrlichkeit, umfassenden und glänzenden Darstellung wegen ist das Buch für Lehrer- und Schülerbüchereien zu empfehlen.

Otto Schäfer

228. „Deutsche Seegeschichte“ von Dr. **Otto Höber** (3. Aufl.; Bilder aus d. deutschen Leben, 148 S., 48 Abb. auf Taf.; Potsdam 1939, Akad. Verlagsges. Athenaion; geb. RM. 4.80). Dieses treffliche, mit einer Fülle ausgezeichnete Bilder geschmückte Büchlein gibt einen alles wesentliche erfassenden Überblick über die Geschichte des deutschen Seewesens, beginnend schon mit der Urzeit der nordischen Rasse, mit genauer Berücksichtigung weiter der Wikinger und der Normannen sowie der Hanse. Die zweite Hälfte des Buches schildert Neuzeit und Gegenwart. Dabei greift Höber oft weit aus. Beispielsweise zieht er im Mittelalter sowohl die Friesen und Holländer wie die Engländer genau heran. In dem „wesentlichen Schrifttum“, das S. 145—148 gegeben wird, fehlen manche wertvolle Erscheinungen, wie etwa die Arbeiten Waasch's. Das flüssig geschriebene, sachkundige Buch verdient einen breiten Leserkreis.

Ernst Schulze

229. „Die Deutsche Hanse“ von **Ernst Hering** (269 S., 22 Abb. auf Taf., 1 K.; Leipzig 1941, W. Goldmann; geb. RM. 7.50). Als ein im hellen Sonnenschein der Geschichte stehendes Zeitalter, eine baureichere große Vergangenheit mit eigenem Gange und eigenem Rhythmus stellt sich uns das Zeitalter der Deutschen Hanse dar. Die weltverherrlichende Macht und kulturelle Kraft deutscher Seefahrer und deutschen Bauern- und Wikingerturns erfüllten im Raum der Nord- und Ostsee ihre europäische Sendung. Hanseische Menschen aus dem niederdeutschen Raum erschließen den Norden und Nordosten als Lebensraum dem europäischen Wirtschafts- und Kulturkreislauf für alle Zeiten. Der Verfasser Ernst Hering hat es verstanden, mit der Sorgfalt des Gelehrten und der Einfühlungskraft des Künstlers mit seinem Buch von der Deutschen Hanse ein packendes Bild und zugleich auf genaues Altentudium gegründetes Dokument geschichtlicher Größe und deutschen Wesens zu schaffen. Eine Anzahl guter Bilder schmücken und erläutern den Text.

H. Haad

230. „Lebendiges Rheinland.“ Rheinische Landschaft — Rheinisches Volkstum — Rheinische Wirtschaft. Gestaltet von Dr. W. Ahrens u. a. (Grenzland im Westen, Bd. 2, 283 S.; Düsseldorf 1940, L. Schwann; geb. RM. 8.—). In diesem zweiten Band des bekannten Werkes „Grenzland im Westen“ ist dem Geographen aller Schularten eine Fülle von Schilderungen an die Hand gegeben, die mitten aus dem Leben des Rheinlandes — das Rheinland reicht vom Binger Loch bis zur Reichsgrenze — gegriffen sind. Diese Schilderungen eignen sich nicht nur vorzüglich für die Vorbereitung des Lehrers,

sondern viele von ihnen können ohne weiteres auch als Anschauungsstoff in den Unterricht übernommen werden. Die Schilderungen sind in drei große Gruppen: Rheinische Landschaft, Rheinisches Volkstum, Rheinische Wirtschaft eingeordnet. Platzmangel verbietet einzelne Arbeiten hier anzuführen, es genügt, das Buch in seiner Gesamtheit anzugehen und den Schulgeographen zur Benutzung zu empfehlen.

Fr. Knieeriem

231. „Schönes Elsaß — Schönes Lothringen.“ Ein Bildband von **Ragimund Reimesch**. Text von **Ewald Skulima** (135 S. m. 60 Abb.; Ludwigshafen 1941, Westmar-Verl.; geb. RM. 5.20). Dem Künstler **Reimesch** ist es trefflich gelungen, mit Bleistift und Schnittmesser in zarten Zeichnungen und wuchtigen Schnitten die landschaftliche und architektonische Schönheit des Elsaßes und Lothringens voll auszuschöpfen. Gerade darin, daß er sich nicht auf die großen Berühmtheiten wie Straßburger Münster, Meßer Kathedrale und wie sie alle heißen mögen, beschränkt, sondern auch die behaglichen Weinnester an den Vogesenhängen und im Moseltal ebenso wie die mit kostbarem Kunstbesitz vollbeladenen anderen kleinen Dörfer zu seinen Motiven heranzieht, liegt ein besonderer Vorzug des schönen Werkes. Die kurzen Essays, wie sie **Ewald Skulima** zu jeder einzelnen Zeichnung geschrieben hat, sind gut eingeführt und berichten in knappen Sätzen über die Geschichte der Dörfer und Städte, die unsterbliche Landschaft und die Sagen und Gebräuche der Bevölkerung. S. Haack

232. „Thüringen-Atlas der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung.“ Mit Unterstützung des Herrn Gauleiters und Reichsstatthalters in Thüringen . . . hrsg. v. Prof. Dr. Johannes Müller, Weimar (Sfg. VI, VII u. VIII, je 8 K., 43,5 x 50 cm; Gotha 1940, Justus Perthes; RM. 2.50). Drei weitere Folgen des Atlas sind seit dem letzten Bericht erschienen (vgl. Geogr. Anz. 1940, Nr. 207), womit im Ganzen 56 Karten des Gesamtwerkes herausgebracht worden sind, d. h. mehr als die Hälfte des auf 82 Karten vorgesehenen Umfangs. Im einzelnen handelt es sich um folgende Karten: Sfg. VI, Karte 13: Die land- und forstwirtschaftliche Bevölkerung 1933; K. 30: Ertrag von Roggen, Weizen, Gerste 1937; K. 32: Pferdebestände 1938; K. 36: Hühnerbestände 1938, Milchwirtschaft 1938 (Milchkühe, kontrollierte Milchkühe, Milch- und Arbeitskühe, Volkereien, Milchleistungen); K. 42: Waldflächen nach dem Besitzverhältnis 1938 (Privat-, Staats-, Körperschafts- und Genossenschaftswald); K. 66: Straßen 1939 (Reichsautobahn, Reichsstraßen, Landesstraßen I. Ordnung); K. 67: Thüringens Poststraßen und Chauffeen um 1850. Sfg. VII, Karte 1: Physiikalische Verhältnisse (Höhenschichtenkarte); K. 5: Klima I (Temperaturen Januar, Juli und Mai bis Juli 1881—1930); K. 8: Politisch-topographische Verhältnisse 1940 (Gau Thüringen); K. 11: Bevölkerungszunahme und -abnahme 1933—39; K. 41: Holzartenverteilung (Fichte, Tanne, Buche, Eiche); K. 51: Spielwarenindustrie und Musikinstrumentenindustrie 1939; K. 54: Tabakverarbeitende Industrie 1939; K. 70: Einzelhandel 1933 bzw. 1939 (Zahl der Beschäftigten). Sfg. VIII, Karte 6: Klima II (Niederschläge, Durchschnitt 1891—1930 im Jahr, Juli, Mai bis Juli); K. 7: Politische Entwicklung Thüringens bis 1919 (Thüringen 1700, 1800, 1918); K. 12: Geburtenhäufigkeit 1934—38; K. 31: Ertrag von Hafer, Kartoffeln und Zuderrüben 1937; K. 35: Bestände an Schafen und Ziegen 1938; K. 57: Thüringer Eisenbahnen in ihrer geschichtlichen Entwicklung; K. 76: Berufsschulen und Fachhoch-

schulen 1940; K. 82: Naturschutz in Thüringen 1940 (Naturschutzgebiete, Naturdenkmäler usw.).

H. Carlberg

233. „Die Entwicklung des Siedlungsbildes von Planitz.“ Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie und zur Raumforschung von **Horst Bremser** (Dresdner Geogr. Studien, S. 14, 87 S. m. Abb. u. K., 4 K.-Beil.; Dresden 1939, v. Zahn u. Jaensch Nachf.; RM. 5.—). Diese Schrift hat zum Ziel, die Industrialisierung (Steinkohlenbergbau) der heute zur Stadt Planitz vereinigten beiden Bauerndörfer Ober- und Niederplanitz und gleichsam deren Entindustrialisierung zur Arbeiterwohnortsgemeinde zu verfolgen; im besonderen aber will sie die Auswirkung dieses Prozesses im Siedlungsbild, in der Landschaft untersuchen und darüber hinaus zugleich allgemein-siedlungsgeographische Betrachtungen über die Abhängigkeit der Landschaft vom wirtschaftenden Menschen anstellen. Einleitend macht ein allgemeiner Teil vertraut mit der Lage und Stellung von Planitz im Wirtschafts- und Siedlungsraum des westfälischen Industriegebietes sowie mit den geographischen Grundlagen der Siedlung selbst. Zum Verständnis der heutigen Gestalt der Stadtgemeinde Planitz und ihres Lebensraumes stellt der I. Hauptteil die geschichtliche Entwicklung der Siedlung im Zeitraum 1830—1930, in der Hauptsache einen vorwiegend von wirtschaftlichen Kräften (Bergbau) verursachten Wirtschaftsprozess dar. In drei aufeinanderfolgenden und jeweils die gesamte Wirtschaftsstruktur der Siedlung beherrschenden Zuständen der Wirtschaftsentwicklung (Landwirtschaft, Bergbau, Industrie) erkennen wir vom Blickpunkt der Wirtschaft aus, wie zwei Bauerndörfer aus der Zeit der ostdeutschen Rückbesiedlung des Mittelalters sich durch den Aufschwung des hier alles verursachenden und beherrschenden Kohlenbergbaues zu einer Bergbau- und Industriesiedlung und zu einer Bergarbeiterwohnortsgemeinde entwickelten. Nach dem Erlöschen des Bergbaues auf der Flur der Siedlung mußte sich aber die Einwohnerschaft auf die Industrie des umliegenden Zwickauer Kohlengebietes umstellen, und ein Mangel an eigener Industrieentwicklung schließlich bildete die Gemeinde zur Arbeiterwohnortsgemeinde um. Der II. Hauptteil behandelt den Niederschlag dieser Wirtschaftsentwicklung im Siedlungsbild. In gleichfalls drei aufeinanderfolgenden Abschnitten (Bauerndorf, Bergbaugemeinde, Arbeiterwohnortsgemeinde) wird untersucht, wie weit das heutige Siedlungsbild der Arbeiterwohnortsgemeinde Planitz in seiner Struktur auf geographische Bedingungen und wie weit auf willkürliche Beeinflussung durch den Menschen und seine Wirtschaft zurückzuführen ist. Das Ergebnis ist eindeutig. Wohl ist die Entwicklung der Siedlung nur in großem Abstand der wirtschaftlichen Entwicklung nachgefolgt. Insgesamt aber sind am Siedlungsbild der ganzen Stadt Zeit und Wirtschaftsform ihrer hauptsächlichlichen Entwicklung zu erkennen, die sich damit deutlich in der Landschaft ausdrückt und zugleich den Zusammenhang von Wirtschafts- und Siedlungsform bestätigt. Ansätze einer Stadtbildung sind wohl vorhanden; da jedoch die Siedlung heute wirtschaftlich und bevölkerungspolitisch in einer großen Umwandlung begriffen ist, kann auch nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, ob Planitz aus diesem Prozeß als „Stadt im bisherigen Sinn“ hervorgehen, oder ob sich der Typ der reinen Arbeiterwohnortsgemeinde weiter ausprägen wird. 14 im Druck nicht besonders gut wiedergegebene Diagramme und 4 Karten (Flur- und Siedlungsbild von Planitz) vervollständigen die Anschaulichkeit der Schrift. Unrichtige Verfasser-namen (Greke statt Goetze) und unvollständige Titel-

angaben (z. B. bei Richter, Schumann-Schiffner, Selbmann) im Schrifttumsverzeichnis wären zu vermeiden gewesen.

J. Richter

234. „Die badischen Eisenbahnen 1840 bis 1940“ von **Albert Kuntzemüller** (Oberrhein. Geogr. Abhandlungen, 3. H., 232 S. m. Abb. u. Kartensk.; Selbstverl. d. Geogr. Inst. d. Univ. Freiburg i. Br. u. Heidelberg 1940 [Ausfg.: Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhdlg.]; RM. 4.—). Die Kapitel 1—6 behandeln die geschichtliche Entwicklung der badischen Eisenbahn (S. 9—171). Sie beginnt mit den politischen Kämpfen und technischen Schwierigkeiten bis zu den ersten Fahrten 1840. Mit Vollendung der Hauptbahn Mannheim—Wafel (1855) war „der Grundstoß zum Gebäude der badischen Staatsbahn gelegt“. Der Ausbau des Netzes (1855—1874), der sich vorwiegend auf die Seitenäste der Hauptstrecke bezog, fand Widerstände durch die äußerst verwickelte Grenzführung und absonderliche Gestalt Badens. Eine Zeit des Aufstiegs folgte (1874—1914) durch Schaffung fester Rheinübergänge, durch Hafens- und großzügige Bahnhofsbauten. Bedauerlich in dieser Zeit ist der Wettbewerb mit den Reichslanden Elsaß-Lothringen, der den „Charakter schärfster Geschäftskonkurrenz“ trug und den Mangel an politisch-geographischem Verständnis beweist. Der Weltkrieg brachte im Grenzgebiet schwerste Belastungen; schlimmere noch die Ablieferung von Bahnmateriale (1919) und die Besetzung von Offenburg und Appenweiler (1923). Das 7. Kapitel behandelt „Eisenbahn und Landschaft“. Baden, eines der verkehrsreichsten Länder Deutschlands und Mitteleuropas, bietet auf Grund seiner morphologischen, geologischen und hydrographischen Verhältnisse die mannigfaltigsten Schwierigkeiten für den Eisenbahnbauer. Das 8. Kapitel zeigt die Beziehungen zur Gotthardbahn. Der Verfasser, der eine reichhaltige Literatur, besonders amtliches Quellenmaterial verarbeitet, und der — wie er selbst betont — „die Hälfte des verfloffenen Eisenbahnjahrhunderts sehenden Auges miterlebt hat“, hat das Thema erschöpfend und auch kritisch behandelt. Die Arbeit ist lebendig und anregend geschrieben; sie wird in erster Linie den Historiker interessieren. Der Geographielehrer wird für die Heimatkunde, für Verkehrs-, wirtschafts- und politisch-geographische Fragen großen Nutzen ziehen.

H. Froehlich

235. „Obere bunte Estheriensichten, Schiffsandstein und Dunkle Mergel im mittleren Würtemberga“ von **Dr. Walter Reiff** (Diss. Tübingen 1934, Tübinger geogr. u. geol. Abhandlungen, H. 26, 190 S., 19 Abb. auf Taf. 9—16, Taf. 1—8 im Aub.; Öhringen 1938, Hohenloische Buchhandlg.; RM. 4.—). Die umfangreiche Arbeit, eine Tübinger Dissertation von 1934, gibt eine außerordentlich genaue Darstellung des Schiffsandsteins in einem Arbeitsgebiet, das die Stufenränder des Schönbuchas und Glemswalds umfaßt (zwischen Tübingen und Stuttgart). Die verschiedene Entwicklung des Schiffsandsteins, als Flutfacies mit mächtigen Sandsteinlagern und als Normalfacies ohne Sandsteinbänke zwang Reiff auch die liegenden und hangenden Schichten mit zu bearbeiten. Da Fossilien zur Gliederung fehlen, wurde eine feinstratigraphische Bestandaufnahme zahlreicher Profile nach ihrer petrographischen Ausbildung durchgeführt und daraus die Sedimentationsbedingungen erschlossen. Die Flutfacies des Schiffsandsteins wird im Gegensatz zu den bisherigen Erklärungen als Fluß- oder Brielbildung von Reiff als Seenauffüllung gedeutet. Für den Geographen sind die bodenkundlichen, morphologischen und wirtschaftlichen Hinweise wertvoll.

Huttenlocher

236. „Geologie der Alpenrandzone beiderseits vom Kochel-See in Oberbayern“ von **Gotthold Müller-Deile** (Mitt. d. Reichsstelle f. Bodenforsch., Zweigstelle München, H. 34, 109 S. m. 32 Abb., 9 Bildtaf., 1 geol. K., 1 Profiltaf. u. 1 tekton. Übersichtsk.; München 1940, Reichsstelle f. Bodenforsch., Zweigstelle München; RM. 10.—). Auf Grund einer sorgfältigen und eingehenden Neukartierung des behandelten Gebietes in den Jahren 1934 bis 1936 ist der Verfasser vielfach zu ganz anderen Deutungen gekommen als frühere Bearbeiter, da die neueren tektonischen Vorstellungen die zeitliche Eingliederung auch solcher Schichten ermöglichen, die nach ihrer petrographischen Beschaffenheit und wegen des Fehlens von Verfestigungen nicht sicher bestimmt werden konnten. Dies trifft vor allem auf die Gegend um den Kesselberg zwischen Kochel- und Walchensee zu. Im Nordostteil des Kartierungsgebietes wurde eine Abteilung des Unteren Dogger in besonderer Ausbildung als „Kochelstätt-Fazies“ ausgeschieden. Im Diluvium wurden verschiedene Erscheinungen neu beschrieben, frühere Angaben berichtigt, das Kochelseebecken als alter Talboden gedeutet. Ferner wird ein tektonisches Gesamtbild entworfen.

K. Hude

237. „Der Heimatboden.“ Die Geologie in der Heimatkunde von Tirol von **Kranz Jangerl** (144 S. m. 24 Sk., 32 Lichtbilder a. Kunstfot.-Auf.; Innsbruck 1940, A. Ditterich; RM. 3.—). Stoffe und Kräfte, geprägte Formen und lebendige Entwicklung der Erdgeschichte breiten Volksschichten und vor allem der deutschen Schuljugend faßbar zu machen, ist dies kleine Buch geschrieben. Aus den starken Eindrücken der Tiroler Landschaft entsprungen, sucht es Bau und Werden, elementare Wucht und bunte Mannigfaltigkeit der alpinen Gebirgswelt zu deuten und in schlichten, klaren, einfachen Linien zu zeichnen. Schichtung und Lagerung der Bausteine, ihre Zertrümmerung und Auffaltung, Verwerfung und Überschiebung zu Türmen und Graten, Finnen und Wänden wird in Wort und Skizze lebendig, ebenso wie das Kräftepiel von Eiswerk und Flußwerk, das die tiefen Runnen der Täler formt und die Zusammensetzung der Böden maßgebend gestaltet. Daran schließt sich eine kurze Übersicht der nupharen Bodenschätze Tirols und eine Reihe von geologischen Einzelbildern lokaler Kolorits. Sehr gut ausgewählt und gedeutet sind die Bildtafeln, die als eine Art Bilderatlas das Buch beschließen. Nicht eine geologische Einführung in die Länderkunde Tirols liegt hier vor uns, sondern ein schlichtes Lehr- und Volksbuch der Erdgeschichte, aus der urkräftigen Wirklichkeit der Tiroler Heimat des Verfassers geworden, von ihr bestimmt und entzündet. Gerade deshalb ist dies kleine Werk berufen und imstande, den Menschen Großdeutschlands einen Blick in das Wirken und Werden einer der gewaltigsten Landschaften zu eröffnen, in die geheimnisvolle Formwelt der deutschen Alpen.

H. Molterer

Afrika

238. „Groß ist Afrika.“ Vom Kap über den Kongo zur Westküste von **A. E. Johann** (573 S., 80 Aufn., 14 K.; Berlin 1939, Deutscher Verlag; geb. RM. 9.—). Dies für weite Kreise geschriebene Buch ist ein Reisetagebuch. Es sammelt Erlebnisse, Eindrücke und Erkenntnisse wie auch politische und geistesgeschichtliche Tatsachen aus Afrika nicht nach ihrer inneren Ordnung, sondern einfach so am Wege auf, wie sie sich dem Reiseschriftsteller A. E. Johann zufällig boten: sei es zu Schiff längs der Ostküste Afrikas von Suez bis Kapstadt, auf dem Nilas, Victoria- und Tanganyika-See oder auf dem Kongo vom Oberlauf hinab bis

zur Mündung, sei es zu Lande im Kraftwagen quer durch Deutsch-Südwest, die Südafrikanische Union, Rhodesia, Deutsch-Ostafrika, Kenia und Belgisch-Kongo. Eine Fülle von zwanglos aneinander gereihten Einzelkapiteln, in denen der Verfasser aufschrieb, „was ihm begegnete, was er erfuhr, was ihm einfiel, was ihm Spaß machte, aber auch was ihn erschütterte“, bringt dem Leser all die Vielgestaltigkeit des Schwarzen Erdteiles nahe. In einer anschaulichen lebendigen Sprache lernen wir jeweils nach kurzen Darstellungen der natürlichen Grundlagen Land und Leute wie auch das geschichtliche Werden von Einzellandschaften dieses riesenhaften Gebietes kennen unter besonderer Betonung der Probleme, die diesem Subkontinent eigen sind: Natur und Kultur, Schwarz und Weiß, Bur und Briten, Südafrikaner und Deutscher, Landwirtschaft, Bergbau und Industrie, Verkehrsverhältnisse, Siedlungsverhältnisse und nicht zuletzt die aus dem Zusammenleben zwischen Schwarz, Weiß und Farbigen sich ergebenden brennenden Probleme. Zwischen den Reiseaufzeichnungen finden sich des weiteren geschichtliche Darstellungen aus der Vergangenheit, welche uns z. B. über die Entstehung unseres Kolonialreiches dank der Entschlußkraft deutscher Kaufleute und der im rechten Augenblick zuwachsenden Politik Bismarcks, über das Selbstentum der Voortreffer u. a. m. berichten. Besondere Kapitel schließlich sind dem hohen Lied der deutschen Kolonisten und kolonialen Betätigung und der von ihnen geschaffenen und lebendig geliebten Tradition wie auch der nicht in allen Abschnitten rühmlichen Geschichte der Kolonialpraxis und -politik Englands und Frankreichs gewidmet. Zahlreiche Bilder, einige Kartenentwürfe und eine Übersichtskarte unterstützen die Anschaulichkeit dieses hübschen Afrikabuches; es ist mit seiner Fülle unmittelbar erlebter Anschauung zugleich nicht nur eine einzige Widerlegung der von unleren Gegnern behaupteten „kolonialen Unfähigkeit Deutschlands“, sondern eine durch hundertfache Beispiele belegte Rechtfertigung des deutschen Kolonialanspruches.

J. Richter

Amerika

239. „USA von heute.“ Seine Weltpolitik, Weltfinanz, Wehrpolitik (296 S., 5 K.; München 1940, F. Bruckmann; geb. RM. 7.50). Vereint eine Reihe von Aufsätzen, die um die Mitte des letzten Jahres geschrieben sind, zu einem Gesamtbild der Vereinigten Staaten von heute. Unter dem Eindruck des inzwischen abgeschlossenen Dreimächtepaktes und der weiteren Entwicklung erscheint manches darin nicht mehr zu Ende gedacht. Bleibend ist vor allem die feinsinnige Zusammenfassung der amerikanischen Geschichte von Windelband und der geographische Überblick von G. E. Graf. Besonders interessieren die Ausführungen über die Wirtschaft, die Innen- und Wehrpolitik der USA und die Stellung der Frau. Wer sich rasch in großen Zügen zuverlässig orientieren will, wird mit Vorteil zu dem Buche greifen, das deshalb für Lehrerbüchereien recht geeignet ist. Otto Schäfer

240. „Mexiko“ von Wilhelm Pferdtkamp (Kleine Auslandskunde, Bd. 3, 62 S., 1 K.; Berlin 1940, Junker u. Dünhaupt; RM. 2.—). Der 3. Band der „Kleinen Auslandskunde“ ist Mexikos Raum, Volk, Staat, Kultur, Wirtschaft und Wehrmacht gewidmet. Die systematisch gegliederten, knapp und sachlich geschriebenen Kapitel verschaffen einen guten Gesamtüberblick. Praktisch sind die jeweils angefügten Literaturhinweise, die Einflechtung von Zahlenangaben und die Beigabe einer Karte der Territorien im Einbanddeckel. Die Möglichkeit einer raschen Orientierung

über die notwendigsten Fragen macht das Buch auch im Unterricht zu einer vorteilhaft benutzbaren Hilfsquelle für den Lehrenden wie den Lernenden, der seine Kenntnisse etwas vertiefen will. R. Pfalz

B. NEUE WERKE

241. „Fernando Magellan.“ Die Geschichte der ersten Weltumsegelung von **Rudolf Baumgardt** (358 S., 14 Taf.; Berlin 1940, Zeitgeschichte-Verl.; geb. RM. 8.50).

242. „Oberländische Flurnamen“ (Flurnamen des Landkreises Schleiß) von **Schulrat a. D. Bruno Behr** (112 S.; Zeulenroda 1940, A. Oberreuter; geb. RM. 2.80).

243. „Das Deutsche Reich in Natur, Kultur und Wirtschaft“ von Prof. Dr. **Bernhard Brandt** u. a. (Handb. d. geogr. Wissenschaft, Bd. 1, 370 S. m. Abb. u. K.-Sk., 20 Taf., 2 K.; Potsdam 1941, Athenaeon; RM. 34.—).

244. „Von der deutschen Ostsiedlung bis zu den Anfängen Bismarcks“ von **Stud.-Rat Dr. Erich Buchholz**, Prof. Dr. **Ludwig Zimmermann**, **Stud.-Rat Dr. Karl Ditt** (Volkswerden der Deutschen, H. 7, 290 S. m. 19 K.-Sk. u. Übersichtstaf.; Leipzig u. Berlin 1940, V. G. Teubner; RM. 4.—).

245. „Das Jahr der Lappen.“ Bei den Nomaden Nordnorgegens von **Siljan Bye**. Einzig berecht. dt. Übers. v. **Elisabeth Jhle** u. **Dennis Sandberg** (223 S. m. 80 Orig.-Aufn., 1 Zeichn. u. 1 K.; Berlin 1940, Universitas; RM. 6.50).

246. „Das elsässische Münsterthal.“ Eine Landeskunde von **Gabriel Chavoix** (Veröff. d. Alemann. Inst. in Freiburg i. B. u. d. Wiss. Inst. d. Elsaß-Lothringers im Reich an d. Univ. Frankfurt, XX, 159 S. m. K.-Sk., 7 Bl. Abb.; Freiburg 1940, E. Albert; RM. 3.—).

247. „Die ozeanographischen Verhältnisse während der Ankerstation des ‚Altair‘ am Nordrand des Hauptstromstriches des Golfstromes nördlich der Azoren“ (44° 33' n. Br., 38° 58' w. Lg., 16.—20. Juni 1938) von **H. Defant** (N. d. Wiss. Ergebnissen d. Int. Golfstrom-Untersuchung 1938, 4. Jg., Ann. d. Hydr. u. marit. Meteorologie 1940, November-Beihft, 35 S. m. 20 Abb.; Berlin 1940, E. S. Mittler u. Sohn; RM. 1.—).

248. „Deutsches Ningen um den Osten.“ Kampf und Anteil der Stämme und Gauen des Reiches von **Albalt Fockreuter**. Hrsg. v. Gauleiter Prof. **Rudolf Jung**. Mit e. Geleitwort v. Reichstatthalter **H. Geisler** (394 S. m. 163 Abb., 1 Taf.; Berlin 1940, E. A. Weller; geb. RM. 22.—).

249. „Deutsche Städtebilder“ von Dr. **Max Grank** (Berichte zur Raumforschung u. Raumordnung, Bd. 4, 131 S. m. Zeichngn. d. Verf.; Leipzig 1940, K. F. Koehler; geb. RM. 6.—).

250. „Lessin.“ Ein Bilderbuch mit 83 photographischen Aufnahmen von **Ernst Albrecht Heiniger**. Vorn. v. **Eduard Korrodi** (XVI, 80 S.; Zürich 1941, Frey u. Wasmuth; geb. Fr. 13.50).

251. „Geographisches Jahrbuch.“ Begr. 1866 durch **C. Behm**. Fortges. durch **Hermann Wagner**. Unter Mitarb. v. zahlr. Fachgenossen ... hrsg. v. **Ludwig Mecking** (Bd. 55 [1940], Halbbd. 1, 470 S.; Gotha 1940, J. Neuberger; RM. 21.—).

252. „Vom großdeutschen Gedanken in Böhmen“ von **Othmar Kallina**. M. e. Vornwort von **Karl Haushofer** (673 S., 1 Titeltb.; Breslau 1940, W. G. Korn; RM. 9.50).

253. „Das Elsaß.“ Des Reiches Tor und Schild. Hrsg. v. **Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber** (Jahrb. d. Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 4, 263 S.

m. 85 Bildern u. 2 Kärtchen; Stuttgart 1940, J. Engelhorn's Nachf.; geb. RM. 6.—).

254. „Unser Elsaß, unser Lothringen“ von Dr. Dr. **Friedrich Lange** (75 S., 8 Bl. Abb.; München 1940, F. Eher Nachf.; geb. RM. 2.40).

255. „Walfang und Walfänger“ von **Nico Larjen** (Weltgeschichte, 133 S., 1 K.; Leipzig 1940, W. Goldmann; RM. 2.85).

256. „Deutsche Wissenschaftler als Kolonialpioniere.“ Der Anteil Deutschlands an der Erforschung der Tropenkrankheiten von Dozent Dr. **Nudolf Lehmenjil** (Kriegsvorträge d. Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn a. Rh., S. 24, 21 S.; Bonn 1940, Bonner Univ.-Buchdr.; RM. 0.40).

257. „Das Relief der Erde.“ Versuch einer regionalen Morphologie der Erdoberfläche von Prof. Dr. **Fritz Wachatschek** (Bd. 2; VII, 614 S. m. 186 Fig. u. 10 Taf.; Berlin 1940, Gebr. Borntraeger; RM. 40.—).

258. „Elsaß und Lothringen.“ Hrsg. v. Staatsminister Dr. Otto Meißner (324 S., 44 Taf. u. Bl. Abb.; Berlin 1941, D. Stollberg; geb. RM. 12.—).

259. „Braunschweig in Bildern.“ Gesicht einer deutschen Stadt von **Bernhard Meves**. Hrsg. v. Städt. Verkehrsverein Braunschweig e. V. (Bearb. v. Dr. Bernhard Meves. Aufnahmen v. Hilde Brindmann-Schröder.) (16 S., 27 Bl. Abb.; Braunschweig 1941, F. Vieweg u. Sohn; RM. 1.80).

260. „Der neue deutsche Osten.“ Eine Bibliographie (Berichte zur Raumforschung u. Raumordnung, Bd. 6, 88 S.; Leipzig 1940, K. F. Koehler; RM. 4.80).

261. „China“ von Prof. Dr. **Max Gerhard Fernisich** (Kleine Auslandskunde, Bd. 4, 64 S.; Berlin 1940, Junker u. Dünnhaupt; RM. 2.—).

262. „Die britischen Dominions“ von Dr. **Karl Heinz Pfeffer** (Kf. Auslandskunde, Bd. 5, 64 S.; Berlin 1940, Junker u. Dünnhaupt; RM. 2.—).

263. „Das Deutschtum zwischen Preßburg und Bartsfeld“ von **Franz Niedl**. Hrsg. vom Dt. Ausland-Inst. Stuttgart (Kleine Volk u. Reich-Bücherei, 81 S. m. Abb., 1 K.-B.; Berlin 1940, Volk u. Reich Verl.; RM. 3.50).

264. „Die Würmeiszeit im Alpenvorland zwischen Riß und Günz“ von **Jugo Schaefer** (Abhandlungen d. Naturkunde u. Tiergartenvereins f. Schwaben e. V., Augsburg, S. 2 = Geol.-paläontol. Reihe, S. 1, 148 S. m. Abb., 2 K.; Augsburg 1940, Schwabenlandverl., Preis nicht mitgeteilt).

265. „Ebbe und Flut.“ Ihre Entstehung und ihre Wandlungen von Dr. **Hermann Thorade** (Verständl. Wissenschaft, Bd. 46, 120 S. m. 69 Abb.; Berlin 1941, F. Springer; geb. RM. 4.80).

266. „Tirol im Farbenlichtbild.“ Wochenabreißkalender (Jg. 2, 1941, 63 Bl.; Innsbruck 1940, Dt. Alpenverl.; RM. 2.80).

267. „Die Bedeutung der Ortsnamen in Niederdonau“ von **Heinrich Weigel** (Niederdonau, Ahnengau d. Führers, S. 20, T. 1: 32 S., 4 Bl. Abb.; St. Pölten 1940, St. Pöltner Zeitungs-Verlags-Ges.; RM. 0.60).

268. „Das Relief des Azorensjokels und des Azorensbodens nördlich und nordwestlich der Azoren“ von **Georg Wüßl** (N. d. wiss. Ergebnissen d. Intern. Golfstrom-Untersuchung 1938, Lfg. 2 = Ann. d. Hydr. u. marit. Meteorologie 1940, Aug.-Beih., 19 S. m. 7 Abb., 5 Taf.; Berlin 1940, G. S. Mittler; RM. 1.—).

269. „Die Schweiz“ von **Hans Felix Zed.** (N.-St. v. Susanne Harzdorf.) (Weltgeschichte, 143 S. m. 3 K.; Leipzig 1940, W. Goldmann; RM. 2.85).

270. „Europas Erbfeind: England.“ Die eng-

lische Europapolitik im Spiegel der Geschichte von **Arnold Hillen Ziegfeld** (62 S. m. K.-St. 15×21 cm; Berlin 1940, E. Künge; RM. 0.80).

C. AUS ZEITSCHRIFTEN, SONDERDRUCKE, DISSERTATIONEN

271. „Die Mittelmeerinsel Zichia“ von Prof. Dr. **H. Baumhauer** (Der Deutsche Erzieher, Gauwalt. Baden [1941] 1, 6—9).

272. „Die großstädtische Bevölkerung der Erde“ (Wirtsch. u. Statistik 20 [1940] 21, 495f.).

273. „Die Bevölkerungsbewegung in den Großstädten im August 1940“ (Wirtsch. u. Statistik 20 [1940] 20, 474).

274. „Neue Bevölkerungszahlen des Auslandes“ (Wirtsch. u. Statistik 20 [1940] 20, 474f.).

275. „Die milden Winter“ von Dr. **Zoachim Blüthgen** (Geogr. Zeitschr. 46 [1940] 12, 434—51).

276. „Alpine Bibliographie.“ Bearb. v. Dr. **Hermann Bühler**. Hrsg. vom Verein d. Freunde d. Alpenvereinsbücherei mit Unterstützung d. Hauptauschusses d. Dt. Alpenvereins (Jg. 7) 1937. Mit Nachträgen aus d. J. 1931—36 (Veröff. d. Vereins d. Freunde d. Alpenvereinsbücherei 11, 264 S.; München 1940, F. Brudmann; RM. 3.50).

277. „Umwälzung in geographischen Namen“ von **H. Frey** (Der Schweizer Geograph 17 [1940] 6, 106—09).

278. „Dem Polarforscher Kapitän Einar Mikkelsen zum 60. Geburtstag“ von **Georgi** (Ann. d. Hydr. u. marit. Meteorologie 68 [1940] 12, 431—33).

279. „Die heutige Kenntnis von der Morphologie und Hydrographie der Helgoländer Tiefen Rinne im Zusammenhang mit entsprechenden Verhältnissen der südöstlichen Deutschen Bucht“ von **Erich Goedeke** (Ann. d. Hydr. u. marit. Meteorologie 68 [1940] 12, 405—21 m. 8 Tab.).

280. „Hinke für die Heimatsforschung im Warthegau“ von **Max Groffert** (Der Deutsche Erzieher, Gauverwaltung Wartheland [1941] 1, 5f.).

281. „Eben Hedins Zentralasien-Atlas“ von Prof. Dr. **Hermann Haack** (Peterm. Mitt. 87 [1941] 1, 2—7 m. 1 K., 2 Textabb.).

282. „Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung in den Vereinigten Staaten vom 1. April 1940“ von Dozent Dr. **Max Hannemann** (Peterm. Mitt. 86 [1940] 12, 410—13 m. 1 St.).

283. „Zum Zentralasien-Atlas“ von Dr. **Eben Hedin** (Peterm. Mitt. 87 [1941] 1, 1f.).

284. „Grundsätzliche Bemerkungen zur Frage des erdkundlichen Lehrbuches für die höhere Schule“ von Prof. Dr. **Emil Hinrichs** (Zeitschr. f. Erdkunde 8 [1940] 23/24, 616—29).

285. „Die deutschen Kolonien im Erdkunde-unterricht der Volksschule“ von **Gerhard Jaacks** (Der Deutsche Volkserzieher 6 [1941] 1/2, 10—14).

286. „Die Lage der Station „Eismitte“ von Prof. Dr. Dr.-Ing. h. c. **Ernst Kohlschütter** (Peterm. Mitt. 86 [1940] 12, 406—09 m. 1 Abb.).

287. „Das heutige Gesicht der argentinischen Pampa“ von Prof. Dr. **Franz Kühn** (Zeitschr. f. Erdkunde 8 [1940] 23/24, 601—09 m. 3 K.).

288. „Japan im Kampf um Macht und Raum“ von **Heinz Manthe** (Die Deutsche höhere Schule 7 [1940] 23/24, 397—404).

289. „Englands Herrschaft in Indien.“ Material zur Behandlung des indischen Problems in weltpolitischen Stunden von **Heinz Manthe** (Die Deutsche höhere Schule 8 [1941] 1/2, 17—27).

290. „Gemeindegröße, Wald- und Ackeranteil und Volksdichte in der Südsteiermark.“ Eine geographisch-statistische Untersuchung von Prof. Dr. Sieghard Morawek (Peterm. Mitt. 87 [1941] 1, 15—24 m. 25 Kurvenbildern).

291. „Bericht über die Sektion für Geographie und Kartographie des Verbandes Schweiz. Geogr. Gesellschaften“ an der Jahresversammlung der S. N. G. in Locarno 28.—30. September 1940 von Fritz Ruzsbaum (Der Schweizer Geograph 17 [1940] 6, 97—106).

292. „Zur Geographie der altgriechischen Kolonisation“ von Prof. Dr. Dr. Joachim S. Schütze (Peterm. Mitt. 87 [1941] 1, 7—12 m. 1 St.).

293. „Die Wärmeverhältnisse von Litzmannstadt (Vodsch)“ von Prof. Dr. Hermann Schütze (Sonderdr. aus: Dt. Wissenschaftl. Zeitschr. im Wartheland [1940] 2, 245—58).

294. „Die Höhenzüge der Mark Brandenburg“

von Prof. Dr. Friedrich Solger (Brandenburgia 49 [1940], S. 1—12, 1—15 m. 8 Abb.).

295. „Südost-Forschungen.“ Im Auftr. d. Südostinst. München ... geleitet u. hrsg. v. Fritz Baljavec (Jg. 5, 1940 [4 Hefte], S. 1, Juni; 314 S.; Leipzig 1940, S. Firzel; jährl. RM. 18.—; Einzelh. RM. 5.—).

296. „Zu den Kernthypen der Niederjochlags-Jahresperiode Europas: Die Zahl der Tage mit meßbarem Niederjochlag“ von Dr. August Thraen (Sonderdr. aus: Zeitschr. f. angewandte Meteorologie. Das Wetter [1940] 8, 9, 10, 11, S. 255—62, 295—304, 325—29, 355—60).

297. „Studien zur vergleichenden Geographie der Hochgebirge der Erde“ von Carl Troll (Sonderdr. a. d. Bericht d. 23. Hauptversammlung d. Ges. v. Freunden u. Förderern d. Rhein. Friedrich-Wilhelms-Untv. zu Bonn, am 2. Nov. 1940, 49—96 m. 27 Abb., 1 Taf.).

ASTRONOMISCHE MONATSECKE

von HANS KLAUDER

MAI 1941

1. Die Sonne

Am 1. bzw. 15. und 31. Mai um 0^h Weltzeit beträgt die Länge der Sonne in der Ekliptik: 40° 13,7', 53° 46,0', 69° 8,9'; die Deklination δ : + 14° 53,3', + 18° 43,1', + 21° 49,6'; die Zeitgleichung z (= wahre Zeit — mittlere Zeit): + 2^m 52,1^s, + 3^m 46,8^s, + 2^m 35,2^s; die Sternzeit Θ : 14^h 34,1^m, 15^h 29,3^m, 16^h 32,4^m und der scheinbare Durchmesser: 31' 48,2", 31' 42,1", 31' 36,5". Die Mittagshöhe der Sonne hat folgende Werte (für $\varphi = 50^\circ$): 55° am 1., 58 $\frac{1}{4}$ ° am 15. und 62° am 31. Mai.

2. Der Mond

Erstes Viertel am 4. um 12^h 49^m WZ. im Krebs ($\delta = + 13^\circ$)

Vollmond am 11. um 5^h 15^m WZ. i. d. Waage ($\delta = - 14^\circ$)

Letztes Viertel am 18. um 1^h 17^m WZ. im Steinbock ($\delta = - 10^\circ$)

Neumond am 26. um 5^h 18^m WZ. im Stier ($\delta = + 16\frac{1}{2}^\circ$)

Der Mond befindet sich in Erdnähe am 10. um 19^h WZ. (scheinbarer Durchmesser 33' 29,6")

in Erdferne am 23. um 18^h WZ. (scheinbarer Durchmesser 29' 27,8")

im aufsteigenden Knoten am 7. um 22,8^h WZ.

im absteigenden Knoten am 20. um 19,0^h WZ.

3. Die Planeten

Merkur erreicht am 6. die obere Konjunktion mit der Sonne und ist daher Anfang Mai unsichtbar. Aber schon um die Monatsmitte ist er etwa eine Stunde am Abendhimmel im NW zu beobachten, in den letzten Tagen des Monats sogar 2 Stunden. Auch Venus ist jetzt wieder Abendstern, wenn auch ihre Sichtbarkeitsdauer noch kurz ist (Mitte Mai $\frac{1}{2}$, am Ende 1 Stunde). Mars erscheint um 2^h am Monatsanfang, um 1^h am Ende über dem Horizont und kann daher etwa 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden morgens im SO gesehen werden. Jupiter und Saturn erreichen beide im Berichtsmonat die Konjunktion mit der Sonne, zuerst Saturn am 9., dann Jupiter am 19. Zu Monatsbeginn kann Jupiter abends, am Ende Saturn morgens kurze Zeit aufgefunden werden.

4. Der Fixsternhimmel

Mitte Mai kulminieren bei Nachtzeit folgende Fixsterne 1. Größe:

Spika i. d. Jungfrau	um 22 ^h	in 29° Höhe
Arktur im Bootes	" 22 $\frac{3}{4}$ ^h	" 60° "
Antares im Skorpion	" 1 ^h	" 14° "
Wega in der Leier	" 3 $\frac{1}{4}$ ^h	" 78° "

(Zeitangaben in wahrer Ortszeit, $\varphi = 50^\circ$). Algol-minima: Am 9. um 3,4^h, am 12. um 0,2^h und am 14. um 21,1^h MEZ.

Die Magellanischen Wolken sind zwei unregelmäßige nebelartige Wolken am Südhimmel, die in ihrem Aussehen den Milchstraßenwolken gleichen, aber nicht mit der Milchstraße in Verbindung stehen. Ihre Entfernungen betragen etwa 100 000 Lichtjahre, ihre Durchmesser etwa 11 000 bzw. 6000 Lichtjahre. Sie sind also bedeutend kleiner als die Milchstraße oder ein mit dieser vergleichbarer Spiralnebel. Auch zeigen sie nicht die regelmäßige Struktur solcher Nebel. Andererseits aber finden wir in ihnen alle Einzelobjekte, die wir in der Milchstraße und den Spiralnebeln kennen, so daß wir sie in gewisser Hinsicht als diesen gleichgeordnete Gebilde auffassen können.

Die Häufigkeit von Sternen verschiedener Leuchtkraft ist in den Magellanischen Wolken ähnlich wie im Milchstraßensystem. Auch findet man in ihnen Sternhaufen, sowohl offene, wie auch kugelförmige, und diffuse Nebel vom Charakter des Orionnebels.

Die Zahl der bisher in beiden Wolken aufgefundenen Veränderlichen beträgt über 3000. Neben Bedingungsveränderlichen, sowie unregelmäßigen und langperiodischen Veränderlichen kommen vor allem Cepheiden vor. Auch neue Sterne sind in beiden Wolken beobachtet worden. An den Cepheiden der Magellanischen Wolken wurde die Beziehung zwischen den Perioden und Leuchtkraften dieser Gruppe von Veränderlichen entdekt, eine Beziehung, die es erlaubt, aus der beobachteten Periode die absolute Helligkeit und aus dieser und der scheinbaren Helligkeit die Entfernung zu ermitteln. Nach Eichung der Beziehung an Sternen bekannter Entfernung wurden auf diesem Wege die oben angegebenen Werte für die Entfernung der Magellanischen Wolken gefunden und durch andere Verfahren bestätigt.

STATISTISCHE GRUNDLAGEN

DIE ZAHL IM GEOGRAPHISCHEN UNTERRICHT

Von JOH. MÜLLER und CHARLOTTE MAINTOK

1. Bildung der Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien

Verwaltungsbezirk	Fläche in qkm	Einwohner ¹⁾
Regierungsbezirk Oppeln	11 694,61	1 374 232
darunter eingegliederte Ostgebiete	2 750,64	326 424
Regierungsbezirk Kattowitz	8 923,64	2 966 852
darunter eingegliederte Ostgebiete	7 835,52	2 432 435
Provinz Oberschlesien	20 618,25	4 341 084
darunter eingegliederte Ostgebiete	10 586,16	2 758 859
Regierungsbezirk Breslau	12 957,64	1 971 829
Regierungsbezirk Liegnitz	14 023,41	1 314 710
Provinz Niederschlesien	26 981,05	3 286 539

¹⁾ Im bisherigen Reichsgebiet endgültige Wohnbevölkerung auf Grund der Volkszählung vom 17. Mai 1939, in den eingegliederten Ostgebieten polizeiliche Einwohnererfassung Ende 1939 und andere Unterlagen.

Quelle: Wirtschaft u. Statistik 1941, Nr. 2, S. 40.

2. Bevölkerung und Volksgruppen im Generalgouvernement 1940

Volksgruppen	Distr. Krakau		Distr. Radom		Distr. Warschau		Distr. Lublin		General-Gouv.	
	in 1000	in vH	in 1000	in vH	in 1000	in vH	in 1000	in vH	in 1000	in vH
Polen	2747	78,0	2202	83,1	2661	83,4	1878	71,4	9488	79,1
Juden ¹⁾	342	9,4	412	15,7	498	15,5	448	17,3	1 700	14,2
Ukrainer	420	11,9	1	0,0	4	0,1	260	9,9	685	5,7
Deutsche	17	0,5	26	1,0	22	0,7	35	1,3	100	0,8
Sonstige	7	0,2	5	0,2	10	0,3	3	0,1	25	0,2
Insgesamt	3533	100	2646	100	3 195	100	2624	100	11 998	100

¹⁾ Konfessionsjuden ohne Mischlinge.

Quelle: P. H. Seraphim, Das deutsche Generalgouvernement. Deutsche Monatshefte, Jahrg. 7, S. 184.

3. Die Bevölkerung der Erde

a) Fläche und Bevölkerung der Erdteile

Erdteile	Fläche Mill. qkm	Bevölkerung				Einwohner je qkm um 1940
		um 1940		um 1930	um 1910	
		Mill.	vH	vH	vH	
Europa	11,4	531,0	24,4	25,1	26,5	46,3
Asien	41,7	1 196,0	55,0	54,8	55,8	28,7
Afrika	30,3	160,6	7,4	7,1	6,7	5,3
Amerika	42,8	277,0	12,7	12,5	10,6	6,5
Australien und Südseeinseln	8,6	10,8	0,5	0,5	0,4	1,3
Insgesamt	134,8	2 175,4	100	100	100	16,1

Quelle: Wirtschaft u. Statistik 1941, Nr. 2, S. 40.

(Fortsetzung s. Tafel 10)

STATISTISCHE GRUNDLAGEN

DIE ZAHL IM GEOGRAPHISCHEN UNTERRICHT

Von JOH. MÜLLER und CHARLOTTE MAINTOK

3. Die Bevölkerung der Erde

(Fortsetzung von Tafel 9)

b) Fläche und Bevölkerung der volkreichsten Staaten

Fläche und Bevölkerung der volkreichsten Staaten und der Kolonialmächte der Erde um 1939	F l ä c h e		Bevölkerung um 1940		
	in 1000 qkm	in vH der Landoberfläche der Erde	in Mill.	in vH der Erd- bevölkerung	je qkm
Erde ¹⁾	134 800	100	2 175	100	16,1
Deutsches Reich ²⁾	730	0,5	97	4,4	133,5
Deutsche Schutzgebiete unter Mandatsverwaltung ²⁾	2 685	2,0	15	0,7	5,5
Britisches Reich ^{4) 5)}	34 937	25,9	530	24,4	15,2
davon Großbritannien und Nordirland	244	0,2	47	2,2	194,6
Dominions und Besitzungen ^{4) 5)}	34 693	25,7	483	22,2	13,9
dar. deutsche Schutzgebiete unter Mandatsverwaltung	2 151	1,6	8	0,4	3,5
Italienisches Imperium	3 825	2,8	59	2,7	15,3
davon Mutterland ⁴⁾	310	0,2	45	2,0	143,2
Besitzungen	3 515	2,6	14	0,7	4,0
Frankreich	12 666	9,4	114	5,2	9,0
davon Mutterland ⁴⁾	551	0,4	42	1,9	76,2
Besitzungen ^{4) 6)}	12 115	9,0	72	3,3	6,0
dar. deutsche Schutzgebiete unter Mandatsverwaltung	479	0,5	3	0,3	6,9
Spanien	839	0,6	26	1,2	31,0
davon Mutterland	505	0,4	25	1,2	49,5
Besitzungen	334	0,2	1	0,0	3,0
Niederlande	2 081	1,5	77	3,5	36,8
davon Mutterland	35	0,0	9	0,4	253,8
Besitzungen	2 046	1,5	68	3,1	33,1
Belgien ^{4) 8)}	2 422	1,8	23	1,1	9,5
davon Mutterland	31	0,0	8	0,4	275,2
Besitzungen ⁴⁾	2 391	1,8	15	0,7	6,2
dar. deutsche Schutzgebiete unter Mandatsverwaltung	54	0,0	4	0,2	68,7
Portugal	2 174	1,6	18	0,8	8,2
davon Mutterland	92	0,1	8	0,3	81,3
Besitzungen	2 082	1,5	10	0,5	4,9
Dänemark	2 219	1,6	4	0,2	1,7
davon Mutterland	43	0,0	4	0,2	88,4
Besitzungen	2 176	1,6	0	0,0	0,0
Sowjetunion ⁷⁾	21 643	16,0	193	8,9	8,9
China	10 362	7,7	437	20,1	42,2
Japan ⁴⁾	681	0,5	103	4,7	151,2
davon Kern-Japan	383	0,3	73	3,3	190,5
Außen-Japan ⁴⁾	298	0,2	30	1,4	100,7
dar. deutsche Schutzgebiete unter Mandatsverwaltung	2	0,0	0,1	0,0	56,4
Vereinigte Staaten von Amerika	9 682	7,2	150	6,9	15,4
davon Kontinentalgebiet	7 839	5,8	131	6,0	16,8
Besitzungen	1 843	1,4	19	0,9	10,0
Brasilien	8 511	6,3	44	2,0	5,2

1) Summe der von den einzelnen Ländern ausgewiesenen Flächen; ohne rd 10 Mill. qkm Südpolargebiete, von denen Großbritannien 9 Mill. und Frankreich 0,34 Mill. besitzen. — 2) Mit den eingegliederten Ostgebieten und dem Protektorat Böhmen und Mähren. — 3) Ohne dem vom französischen Mandatsgebiet Kamerun abgetrennten Gebietsteil. — 4) Mit Völkerbundsmandaten. — 5) Mit Sudan (brit.-ägypt. Gemeinherrschaft). — 6) Mit den Neu-Hebriden (brit.-franz. Gemeinherrschaft). — 7) Mit den ehemals polnischen und finnischen Gebieten, Estland, Lettland, Litauen, Bessarabien und der Nordbukowina. — 8) Mit Eupen, Malmédy und Morenet. — 9) Mit Elsaß und Lothringen.

Quelle: Wirtschaft u. Statistik 1941, Nr. 2, S. 41.

ENTWICKLUNGSGESCHICHTLICHE TAFEL VON DÄNEMARK

nach BRAUN, HATT, JESSEN, JESSEN u. LIND, NORDMANN entworfen von J. BLÜTHGEN

Zeit	Kulturen		Veränderungen der Ostsee	Pflanzengeographie	Julitemp. in SO-Dänem.	landwirtschaftliche Nutzpflanzen	Viehzucht	Felder	Siedlungen
+1000	Historische Zeit	Historische Zeit	Mya-Stadium		16'			↓ ? Hochäcker	
+800	Wikingerzeit nachrömische Eisenzeit			Buchenzeit Verheidung in Jütland		Gerste, Roggen			
+500	jüngere (Volkerzeit) römische Eisenzeit	Eisenzeit	Limnaea-Stadium		16'	Gerste, Hafer, Knöterich, Roggen, Weizen, Flachs, Pferdebohne <small>Gerste, Hafer, Knöterich, Roggen, Zwergweizen</small>		(schmale und breite Variante, flach 4-kantig, mit Wallrainen)	(2 Typen: längl. u. quadr., Plaggenwände, Eichenständer, Lehmverputz)
±0	vorrömische Eisenzeit				feucht, kühl	Gerste, Knöterich, Hirse	Huhn, Katze Stallfütterg.	↓ Tommerby-Pflug	Einzelsiedl. u. Dorfanlagen
-400	jüng. Bronzezeit			Hainbuche		Gerste, Emmer, Knöterich, Hirse, Hafer, Erbse			Jütland bes. Form)
-800	ältere Bronzezeit	Bronzezeit	jüng. Tapesmeer <small>(in NO-Dänemark rasche Landhebung als Meeresniveau-Ansteigen)</small>	Beginn der Rotbuche		Gerste, Knöterich			
-1000				Eichen-	18'		Pferd		
-1500				misch-			Pferd	Pflug? Lesesteinhäufen	belegt
-2000	Neolithikum	Neolithikum	Litorina - Meer	wald	17'	Zwergweizen, Knöterich, Einkorn, Emmer, Gerste	Ziege		
-3000			älteres Tapesmeer <small>(Meeresniveau steigt schneller als Land)</small>	Heide in Jütland stellenweise vorhanden			Rind, Schaf, Schwein		
-4000	(Køkkenmødd.) Ertebølle	Campignien	Maximum der Transgression Bildung des Öresundes	Esche, Hopfen, Wassernuß Linde, Ulme, Eiche, Erle Haselzeit	postglaziale Wärmzeit				
-5000		Tardenoisien		Kiefernzeit	16'-17'				
-6000	Maglemose (Mullerup) Epipaläolithikum		Ancylus-See <small>Land von England über südl. Nordsee - Dänemark - westliche Ostsee bis Schonen/Bornholm (Land steigt rascher als Meeresniv.)</small>		12'-14'		Hund		
-7000				Aspe, Birke	8'-12'				

SOEBEN IST ERSCIENEN

Bildliche Darstellung
der Kartenzeichen
in den amtlichen deutschen Karten
(K A R T E N F I B E L)

D. (Luft) 1802

PREIS REICHSMARK 1.20

A U S D E M V O R W O R T

Auf jedem Kartenblatt ist ein Stück der Erdoberfläche, und zwar dem Kartenmaßstab entsprechend verkleinert, abgebildet.

Die abzubildenden Gegenstände können mit wachsender Verkleinerung nicht mehr im Grundriß dargestellt werden. Aber auch wenn dies möglich wäre, würde der Grundriß allein nur selten Aufschluß geben über die Art des abgebildeten Gegenstandes, z. B. Mühlen, Brücken, Wegeklassen, Waldarten und andere Bodenbedeckung usw.

Zur Erläuterung dieser Einzelheiten für die Benutzung der Karten sind Kartenzeichen eingeführt, die den darstellenden Gegenständen möglichst in ihrer Form, jedoch beinahe nie in ihrer Größe und Ausdehnung entsprechen. Je größer die Verkleinerung ist, desto übertriebener in der Größe ist das Kartenzeichen.

Diese Kartenzeichen sind jedoch nicht in allen Ländern und für die verschiedenen Maßstäbe und Kartenarten einheitlich. Sie können daher ohne Erläuterung nicht ohne weiteres gedeutet werden. Die Fähigkeit, eine Karte zu lesen, ist ebenso wenig angeboren, wie die Fähigkeit, Bücher mit Schriftzeichen oder Notenzeichen zu verstehen. Sie muß daher durch Unterricht und Übung erworben werden.

Die folgende Anleitung soll dies dadurch erleichtern, daß neben dem Kartenzeichen der durch dieses dargestellte Gegenstand in seiner natürlichen Gestalt abgebildet ist. So sollen Kartenzeichen und Natur begrifflich in Einklang gebracht werden.

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

SOEBEN IST ERSCHEINEN

GEOGRAPHISCHES JAHRBUCH

Begründet 1866 durch E. Behm / Fortgesetzt durch Herm. Wagner

55. JAHRGANG · 1940

Zweiter Halbband

Unter Mitarbeit von zahlreichen Fachgenossen herausgegeben von
LUDWIG MECKING

INHALT:

Länderkunde der europäischen Erdteile: Protektorat Böhmen und Mähren, Sudetenland, Slowakei, die Waldkarpathen und deren südliches Vorland (1928—38/39) von Hermann Mikula in Brünn. — Die Schweiz (1929—39) von Prof. Dr. Paul Vosseler in Basel
Länderkunde der außereuropäischen Erdteile: Südamerika (1927—38) von Prof. Dr. O. Berninger (Fortsetzung aus Bd. 54, II. Teil)

Preis RM. 21.— postfrei

ALMANACH DE GOTHA 1941

ANNUAIRE GÉNÉALOGIQUE / DIPLOMATIQUE
ET STATISTIQUE

Preis RM. 28.— post- und verpackungsfrei

Das Gothaische Jahrbuch für Diplomatie, Verwaltung und Wirtschaft erscheint auch für 1941 nicht. Es wird gebeten, den Almanach de Gotha als Ersatz zu beziehen.

JUSTUS PERTHES IN GOTHA